

<36620179860013

Die

Marquise de Noverre.

Historisch-romantische Erzählung

von

M. Döring.

Leipzig,
Verlag von Christian Conrad Krappe.

1842.

Erstes Kapitel.

Am 24. Juni 1796 hatte General Moreau bei Straßburg den Rhein überschritten, um durch Schwaben und Baiern den Oestreichern entgegen zu eilen und seine Tapferkeit an diesen Feinden Frankreichs zu erproben. Nicht gering war die Bestürzung der Bewohner des jenseitigen Rheinufers über diesen eben so plötzlichen als kühnen Einfall des jungen Kriegers und es schien die Furcht vor Mord und Plünderung nicht am unrechten Orte, wenn man berücksichtigt, daß die wüsten Carmagnolen in der Hauptstadt täglich Zeugen erschütternder Grausamkeiten, vielleicht sogar Theilnehmer derselben gewesen waren und daher wohl versucht werden konnten, auch hier Aehnliches zu üben. Doch bald wurden die Gemüther, gleich den Wellen des Meeres nach beendigtem Sturme beruhigt durch das menschenfreundliche Benehmen des Generals und die Kriegs-

zucht, die er unter seinen Truppen hielt und dem, mit Lorbeeren des Ruhms bekränzten Sieger folgte der Segen der Menschen, als Lohn seiner Menschlichkeit.

Statt, wie dies wohl in seiner Macht stand, hart und grausam gegen die Besiegten zu seyn, war der General mild und gerecht und folgte der Ansicht, daß der Krieger nur den feindlichen Reihen ein Schrecken seyn dürfe. Er verabscheute jene Kunstgriffe, womit so mancher Feldherr vor ihm und nach ihm sich auf Kosten unglücklicher Feinde bereicherte und suchte deshalb auch, so viel er dies durch seinen Einfluß bei der republikanischen Regierung durchzusetzen im Stande war, alle ihm als raubsüchtig bekannte Generale von sich zu entfernen.

In der Wahl eines Commandanten der Besatzung, die er bei seinem weiteren Vordringen in der kleinen Stadt T... zurückließ, war der General indessen nicht glücklich gewesen, denn diese war auf einen sehr habsüchtigen Obrist gefallen, der statt der Einwohner Beschützer zu seyn, nur deren Bedrücker war.

In dem Hauptmann Heinrich de Noverre fand übrigens der unbillige Commandant einen wackern Gegner. Ueberall waren Mißhandlungen und Räubereien an der Tagesordnung, nur in

dem Stadttheile, wo de Noverre mit seiner Compagnie lag, herrschte Ruhe und Sicherheit, gleich einem friedlichen Schwesterpaare aus der guten Zeit der Unschuld, wo es noch keine Krieger gab, noch keine Despotie in dem Herzen des Menschen aufgekeimt war. Freudig schlug jedes Herz dem Hauptmann entgegen, jeder drängte sich heran, wenn er sich öffentlich zeigte, um ihn zu sich einzuladen; Hunderte boten dem Beschützer wehrloser Bürger Aufenthalt bei sich an und Einer überbot den Anderen in Aufmerksamkeiten. Alle Einladungen schlug er aus, nur den sprechenden Augen und dem lieblichen Lächeln der schönen Elisabeth Müller, die dem jungen Hauptmann im Namen ihrer Eltern einlud, seine Wohnung bei ihnen zu nehmen, vermochte er nicht zu widerstehen.

Unter tausend Freundschafts-Versicherungen drückte der alte Müller dem Hauptmann bei seiner Ankunft die Hand und dankte ihm für die Annahme seiner Einladung; die Mutter wischte eine Freudenthräne aus dem Auge und Elisabeth schaute ihn mit so viel Schalkheit der Augen, in denen sich ihre ganze Seele spiegelte, an, daß er die Annahme des Erbietens, für die Dauer seine Wohnung hier aufzuschlagen, nicht abzuschlagen im Stande war. Des Hauptmanns Herz war

getroffen, der schelmische Sohn der von Schaum geborenen Göttin hatte so verrätherisch und mit so viel Sicherheit auf sein offenes Herz gezielt, daß er weder dem Schuße ausweichen, noch den Pfeil abwehren konnte.

Müller hatte früher durch den Handel mit Englischen Waaren, — Dank sei der Sucht, die damals an seinem Wohnorte herrschten, nur das Englische, oder was doch Englisch genannt wurde, schön zu finden, — so viel gewonnen, daß er nun von seinen Renten leben und in Ruhe die Abendstunden seines Lebens genießen konnte. Er hatte nur ein Kind und konnte diesem ein nicht unbedeutendes Vermögen einst hinterlassen, wenn sonst das Schicksal bei dem Kriegslauf ihn eben so liebte, als er sein Kind; denn er war allerdings eben so wenig im Stande, sein Kapital vor Unglücksfällen zu bewahren, als der Landmann seine Saaten vor Sturm und Hagelschlag, da dieses besonders in Staatspapieren verschiedener, eben im Kriege verwickelter Staaten bestand.

Eben so bieder als er, war seine Frau; — gütig wie ein warmer Maitag, dabei klug und beredt. Ihre Frömmigkeit war nicht minder groß und lobenswerth, als ihre Anhänglichkeit an die evangelische Glaubenslehre, und noch täglich gedachte sie segnend des Kurfürsten von Sachsen,

Johann des Beständigen, auf dessen Befehl der hehre Luther das Glaubensbekenntniß 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg an Kaiser und Reich übergab. Wohlzuthun war ihre liebste Beschäftigung, und treu hing sie an dem schönen Glauben, daß man hier säen müsse, wolle man dort einst ärndten. Sie verabscheute die vielen Scheinformen, die durch das Zurschautragen von Gottesfurcht und Tugend, die oberflächlich prüfende Welt zu täuschen suchen und mit der Mönchskappe der Scheinheiligkeit ihr sinnliches Treiben verbergen. „Nicht sie," — so sagte sie wohl oft; — „die fromm scheinen, sondern die nach Frömmigkeit mit wahrem Herzen streben, sind die wahren Gläubigen."

Mit den Ansichten seiner Frau stimmte Müller vollkommen überein, und beide waren bemüht, dahin zu wirken, daß diese in dem Herzen ihres Kindes Wurzel schlagen und sie in dem Liebling ihrer Seele nicht allein eine Zierde für die Welt, sondern auch eine Frucht für den Himmel erziehen möchten.

Zweites Kapitel.

Die schöne Elisabeth war, — wie dies bei der Jugend ja mehrentheils der Fall ist, — zu muthwillig, um ernstlich sich selbst mit der Ausbildung ihrer Anlagen zu beschäftigen; ihre Fröhlichkeit gränzte noch an das Kindische, obschon sie bereits in die jungfräulichen Jahre getreten war. Ihr Vertrauen auf ihre Mitmenschen war dabei so unbegränzt, daß dieses, wäre es nicht gezügelt worden, nothwendig schreckliche Folgen für sie hätte herbeiführen müssen; sie glaubte weder an Betrug, noch Untugend und wähnte, daß jedes Gemüth eben so schuldlos und rein denke und handle als sie. Armes Mädchen! — wie bald solltest du aus diesem Rosentraume in einer Welt voll Dornen erwachen! Aber so ist die liebe Jugend, sie sieht nur allein das vor ihr liegende Paradies der Einbildungskraft im Zauberlichte und gewahrt die Schlange nicht, die zischend, voll Gift unter den Blumen dahinkriecht.

Elisabeth erkannte bei den Lobreden, mit denen ihre Eltern den Hauptmann gleichsam überschütteten, daß sie besonders auch diesem verpflichtet sei. Sie war jung, ihr Spiegel sagte

ihr, daß sie schön wäre; ihre Eltern hätten wohl öfters unvorsichtiger Weise in ihrem Beisein ihre Wohlgestalt gerühmt und mancher Schulknabe sie in unschuldigem Entzücken mit einem Blümchen verglichen; hatte sie es nun wohl nicht allein de Noverres Schutz zu verdanken, daß sie noch als eine frische Rose in der Mitte des Gartens blühte, während man täglich von frechen Angriffen auf Frauen in andern Stadttheilen hörte und seit dem Einzuge der Franzosen nur zu oft gehört hatte? War sie auch zu klug, um ihm diese Erkenntlichkeit durch Worte zu offenbaren, so fand sie doch außer der schuldigen Dankbarkeit noch Grund genug ihn zu lieben, da er liebenswürdig im Umgange, gut von Herzen und mit sprechenden Augen begabt war. Was aber bedürfte ein netter Mann mehr, um das Herz eines Mädchens zu erobern als Liebenswürdigkeit, ein gutes Herz und sprechende Augen?!

Daß sie liebe, dieser Gedanke war in Elisabeths schuldlosem Herzen noch nicht aufgestiegen und sie befand sich in Wahrheit in einer gefährlichen Lage, da ihre geringe Erfahrung, ihre wenige Menschenkenntniß sie weit entfernt von dem Gedanken hielt, daß sie an de Noverres Hand, in die sie vertraulich die ihre legte, einem Abgrund zuwandelte, dessen Eingang mit Blumen bedeckt

war. Das Gefühl, was in Elisabeths Herzen auflebte, glich der natürlichen Zuneigung, die das Kind für den empfindet, von dem es geliebkoset wird und Geschenke empfängt; sie dachte eben so wenig an die Folgen ihrer Leidenschaft, als der Knabe, der sich auf dünnes Eis wagt und dies Spiel mit dem frühen Tode erkauft, weil er nur das Vergnügen bedenket, das die spiegelglatte Bahn seiner Gewandheit bietet und nicht die Gefahr, die unter dem schwachen Boden verborgen ist. Elisabeth kannte die Liebe etwa nur aus St. Pierres Geschichte von Paul und Virginie oder dem Geplauder einiger Bürgermädchen, das sie nicht verstand und das ihr oft nur lästig geworden war. Sie dachte natürlich, daß sie nur schwesterliche Freundschaft für de Noverre empfände und sie wurde in diesem Glauben um so mehr bestätiget, als der Hauptmann ihr öfters versicherte, daß er sie wie ein Bruder liebe.

Der tägliche Umgang im häuslichen Kreise, die angenehmen Spaziergänge im Garten und später besonders das vertrauliche Geplauder am warmen Ofen, wo sich das Herz so gern anschließt, wo gewiß bei dem größten Theil der Menschen es selten an Stoff zur Unterhaltung gebricht, wo man von den Jahren der Jugend und des höheren Alters, vom Frühling und Winter spricht

und man in den verschiedenen Erzählungen, die da zu Hause sind, seinen Charakter mehrentheils offen darlegt, — in diesem gemüthlichen Zusammenleben war es beinahe unmöglich, daß die Liebe zwei jungen lebendigen Herzen nicht endlich eine Rolle spielen sollte.

Wenn auch manche Schriftsteller zu beweisen versucht haben, daß zwischen Personen von verschiedenem Geschlecht eine dauernde Freundschaft bestehen könne, ohne daß sich Empfindung von Liebe einmische, so giebt es doch der Beispiele so viele, welche dieser Ansicht widersprechen. Die menschliche Natur ist so geeignet und geneigt, zärtlichere Bündnisse einzugehen und die Liebe mischt sich so leicht unter das kältere Spiel der Freundschaft, daß ich, ohne meine Gegner geradezu Lügen strafen zu wollen, doch der festen Ueberzeugnug sein zu dürfen glaube, daß derartige Verhältnisse wenigstens nur als Ausnahmen Statt finden. Freilich nicht alle Herzen sind gleich zartfühlend, nicht alle gleich jung, nicht alle stimmen in den Anlagen oder den Neigungen, zärtlichere Verbindungen einzugehen, überein, doch wo der Zufall zwei junge Gemüther in zärtlicher Freundschaft zusammenführt, steht wohl fast jederzeit der Gott der Liebe im Hintergrund, tritt zur gelegenen Zeit mit einem Schritt aus diesem hervor

und stimmt sein Siegeslied an. Die Natur arbeitet ihm dabei in die Hand, denn welcher Mensch trüge nicht in sich das Verlangen nach dem Besitze eines Gegenstandes, den er mit Liebe umfassen könnte?

Um den Lesern keine falsche Meinung von de Noverre beizubringen, da ich ihn bisher gut und edel schilderte, darf ich nicht unterlassen zu erwähnen, daß dessen Absichten nicht schlecht waren. Bezaubert durch die Schönheit und den angenehmen Umgang Elisabeths, liebte er diese mit aufrichtigem Herzen; er sagte ihr nichts, was er nicht fühlte und ging mit dem Plane um, ihre Eltern um ihre Einwilligung zur Heirath zu bitten und diese nach Beendigung des Krieges zu vollziehen.

Drittes Kapitel.

Es war Sonntag; Müller und seine Gattin waren in die Kirche gegangen, um ihre frommen Seelen zu Gott zu wenden und dort Nahrung für Geist und Herz zu finden, wohin so viele aus ganz anderen Gründen ziehen. Denn wer möchte

läugnen und widerstreiten, daß ein neues Kleid, ein Liebeshandel, eine stille Hoffnung, eine schöne Kirchenmusik und hundert andere Gründe, eben so kleinlich und nichtig, viele Menschen nach einem Platz führen, dessen Schwelle nur mit innigster Ehrerbietung und Demuth des Herzens betreten werden sollte!

Elisabeth hatte diesmal nicht zur Kirche mitgehen können, weil die alte Dienstmagd krank lag und sie sich erboten hatte, an deren Stelle das Frühstück zu besorgen. Die Sonntags-Toilette ward dabei nicht versäumt, als erheischten die häuslichen Verrichtungen die schneeweißen Händchen, die aus dem grünseidenen Kleide gleich Lilien aus den Blättern hervorleuchteten. Ihr blondes Haar war heute nicht minder zierlich als sonst geflochten und ein mit Perlen gestickter, grüner Gürtel umschloß den schlanken Leib, dessen Hälfte von einem faltenreichen Schürzchen von schwarzem Florence bedeckt wurde. Elisabeth sah recht anziehend aus; ihre einnehmenden Augen schienen von der Morgensonne neuen Glanz zu entlehnen. Auf ihren Wangen leuchtete das frische Roth der Jugend und bei jedem Lächeln, das sie so schalkhaft lieblich machte, öffnete sich ein purpurfarbiges Oval, aus dem Reihen von Zähnen hervorleuchteten, die an Weiße den Perlen glichen, die

in vierfachen Schnuren sich um ihren Hals wanden. De Noverre, der in Gala-Uniform der Parade beigewohnt hatte, überraschte das Mädchen in ihrer Einsamkeit; längst schon hatte er ihr seines Herzens Geheimniß entdecken wollen, aber immer hatte ihm die Zeit nicht günstig geschienen, jetzt drängte es ihn, seinen Gefühlen Worte zu leihen.

„So häuslich, so fleißig und doch so liebenswürdig, liebe Elisabeth!" sagte er mit zärtlichem Tone, „Sie sehen ja wie eine junge Braut, die ihre Geschicklichkeit in der Führung ihrer künftigen Haushaltung zu prüfen im Begriff steht; noch sah ich nichts so komisch Schönes als hier; — das Bild der geschäftigen Sorge in dem Aeußern einer Grazie, wahrhaftig dieß ist ein Contrast, den ich noch nie so schön gelöst sah, als von Ihnen, die von jeder dieser Gestalten den schönsten Theil anzunehmen wußte."

„Hat der gnädige Herr Kapitain diese Handgriffe der Schmeichelei auf der Parade gelernt? Ich habe geglaubt, man übe dort nur das Rechts und Links und das Laden in — ich weiß nicht wie viel — Tempos," sagte Elisabeth spottend.

„Was man uns auch lehren möge, schöne Elisabeth!" — entgegnete de Noverre, — „wie theoretisch wir auch den Feind zu bekämpfen lernen

möchten, so lernt man sich doch nicht gegen die Waffen vertheidigen, deren sich schöne Mädchen bedienen, um uns mit aller unserer Taktik, mit allen unsern Stahl- und Brustwehren in Fesseln zu legen; — ich sage wir können uns nicht schützen gegen den Zauber, welchen sie in doppelter Maße besitzen: vor Ihnen strecke ich die Waffen und flehe um Gnade."

„Ich glaube gar, der Herr Kapitain spricht von einer Kapitulation; ei! davon will ja sonst ein französischer Soldat nichts hören und dieß Wort ist für ihn eine Dissonanz."

„Es giebt Umstände, liebe Elisabeth! wo eine Kapitulation als sehr erwünscht erscheint und sich die Dissonanzen in liebliche Anrede auflösen. Ich meine nicht im Kampfe für das Vaterland: da senkt man die Fahne nur in der höchsten Noth, aber in dem zarteren Streit der Liebe verursacht ein Sieg ein weit angenehmeres Gefühl als auf dem Schlachtfelde, wo der größte Lorbeer nicht die Ströme Blutes bedeckt, was dann die frohe Empfindung des Siegers nicht wenig dämpft, während der Siegesjubel auf dem Felde der Liebe kein trauriges Gegengewicht in der Schale des Herzens hat und eine Kapitulation nicht entehrt."

„Sie sprechen entscheidend Kapitain! nun ich will glauben, daß der Sieg oder eine Kapitula-

tion, die sie so angenehm und als so verdienstlich schildern, es auch sein mag. Muß man denn aber sogleich bereit seyn, den ersten Besten, der einen Anfall auf unser Herz macht, mit militärischen Ehren in demselben zu empfangen? Das soll wohl gelehrt sein, — doch mein Herr Kapitain solch' eine Kapitulation ist wohl sicherlich Schande."

„Solch eine meine ich auch nicht, liebe Elisabeth! ich meine, wenn zwei Herzen in reiner Liebe für einander schlagen, wenn dann statt des Schweigen des Mundes die Augen den Dienst verrichten, was kein Theil bisher zu verrathen, den Muth hatte. Wenn nun das Herz überall ist und eine der Partheien faßt den Muth, unter die Sprache der Augen auch ein Tönchen des Mundes zu mischen; wenn nun das Tönchen nicht unlieblich klingt; denn die Worte „ich liebe Dich!" klingen allezeit süß, ist es dann eine Schande, wenn man die Parole: „auch ich liebe Dich!" in das Ohr der überfallenden Partei flüstert und so eine ehrenvolle Kapitulation schließt?"

„Herr Kapitain! Sie bringen mich in Verwirrung, Ihr Ueberfall hat mir nicht einmal Zeit gelassen, Waffen zu ergreifen."

„Also erklären Sie sich für überwunden, theuere Elisabeth!

„Noch nicht, Kapitain! aber ich bitte Sie, las-

sen Sie uns ernster sein, und in einer Sache von so viel Gewicht, als wir eben behandeln, die Bildersprache den Dichtern und Romanschreibern überlassen. Sie sagen mir, daß Sie mich lieb haben, ich müßte meine wahren Gefühle verleugnen, wenn ich Ihnen nicht dasselbe gestehen würde, doch bei allem meinen Leichtsinn, der mir im Leben schon die mehrsten Verdrüßlichkeiten bereitet hat, habe ich doch von meinen braven Eltern gelernt, nicht unberathen bei diesem Falle zu Werke zu gehen. Was wir jetzt besprechen, ist mir stets als das wichtigste Ereigniß des Lebens der Jungfrau durch meine Mutter vor Augen gestellt worden; sie hat mich vor den Männern gewarnt und bemerkt, daß diese so Viel sagten, was sie nicht so meinten. Nicht daß ich das von Ihnen glauben will, Sie haben dazu ein zu gutes Herz und zu viel Begriff von Tugend, — aber ich will nur damit andeuten, daß eine Erklärung, wie die Ihrige, keine Sache ist, die man spottweise behandeln darf."

„Soll man denn aber, geliebte Elisabeth! die fröhlichste Sache des Lebens in der kalten Form von Urtheilssprüchen und nicht in der heiteren Sprache der Liebe behandeln?"

„Weder das Eine noch das Andere, de Noverre! Ich will zum ersten Male in meinem Leben ernsthaft sein; es soll einem Mädchen von

zwanzig Jahren wohl anstehen, daß sie endlich das Puppenspiel bei Seite legt; wählen Sie also einen Mittelweg und sprechen Sie theils ernsthaft, theils fröhlich."

„Das will ich, liebe Elisabeth! ich will mich gleich einem Gesandten, der sein Accreditiv zu übergeben kommt, noch heute in meiner Gala-Uniform zu Ihren Eltern begeben, und feierlich um Ihre Hand werben, dann eile ich, sobald der Krieg beendigt ist oder früher, wenn ich meinen Abschied erhalte, Sie als meine gestrenge Frau bei mir einzuführen."

„Wenn ich, lieber de Noverre, nach einer so offenen Erklärung noch die Spröde spielen, Sie anfänglich abweisen, um Aufschub bitten und tausend andere Hindernisse vorbringen würde, so müßte meine Neigung für Sie nicht zu tief seyn. Da ist meine Hand, — fuhr Elisabeth mit Thränen im Auge fort, — sprechen Sie noch heute mit meinen Eltern, ich hoffe, daß Sie diese bewegen sollen, durch ihre Einwilligung unser Glück vollkommen zu machen. Könnten Sie, geliebter Freund! jetzt in meinem Herzen lesen, so würden Sie zur Ueberzeugung gelangen, daß dieser Tag der glücklichste meines Lebens ist.

„Auch für mich ist derselbe einer der guten Tage, wie sie die Welt nur im geringen Maaße

giebt, um ihren Bewohnern einen Vorgeschmack zu geben, von dem vollkommenen Glücke, was die Guten jenseits erwartet."

De Noverre sprach diese Worte mit so tiefer Empfindung, daß Elisabeth ihre Thränen nicht länger zurückhalten konnte; die Liebenden sanken einander in die Arme. Der Gott der Liebe, der in der Ecke lauschte, schien bei diesem Schauspiel seines Sieges zu lächeln.

Viertes Kapitel.

Das Entzücken der beiden Liebenden wurde durch die Zurückkunft der Kirchengänger unterbrochen. Gleich einem Strahl der Abendsonne auf der halbverwelkten Blume leuchtete seelige Freude auf dem Antlitz der Eltern. Nie sahen sie auf de Noverre ohne ein Gefühl von inniger Zufriedenheit, weil sein offenes Gesicht sie stets an die Tage der Gefahr erinnerte, wo er als Beschützer des Unglücks auftrat, die drohenden Ausbrüche der Gewalt zähmte und die Angst in süße Ruhe verwandelte.

„Willkommen, Freund de Noverre!" — sagte

Müller in seinem gewöhnlichen biederen Tone und drückte ihm dabei nach alter deutscher Sitte die Hand, „wie, schon von der Parade zurück, um unsere Frühstücks=Tafel mit Ihrer Gegenwart in Galla=Uniform zu beehren?"

„Sagen Sie lieber, daß Sie mich beehren und erfreuen, indem Sie mich so lange und so herzlich in dem Kreise Ihrer Familie lassen!"

„Herr Kapitain!" — fiel ihm hier Frau Müller in die Rede, — „sprechen Sie doch nicht so; ich betrachte Sie als meinen Sohn; selbst wenn Sie dieser wären, hätten Sie nicht besser Ihr elterliches Haus beschützen können, als Sie es hier gethan haben. Wir sind nur schlichte Leute, allein mit unsern aufrichtigen Herzen verstehen wir eben so gut Dienste zu würdigen und zu erkennen, als Andere. Je länger Sie bleiben, desto lieber wird es mir seyn; wir werden es übel nehmen, wenn Sie sagen, daß Sie uns beschwerlich fallen. Wenn Sie aber Complimente machen wollen, werde ich Ihnen dies hoch anrechnen und, obschon die krüppelhafte Mama keinen Schnurrbart unter der Nase trägt, so würde sie Ihnen doch in solchem Falle — wohl ein Duell antragen müssen."

„Liebe Mutter Müller," entgegnete de Noverre, „ich bin just früher und in Gala=Uniform von

der Parade zurückgekommen, um Ihnen und Ihrem Gemahl ein Dreigefecht abzunöthigen, wenn auch nur durch eine einfache Bitte. Sagen Sie ja, so drücke ich Ihnen in einem kindlichen Kusse die Friedenspalme auf die Wangen, sagen Sie nein, so ziehe ich mich zurück und sage Ihnen noch heutigen Tages Lebewohl."

„Sprechen Sie, lieber Kapitain!" riefen beide wie aus einem Munde, — „welche Bitte könnten Sie thun, die wir Ihnen nicht gern gewähren würden, wenn es sonst in unserer Macht steht."

De Noverre zwischen den beiden Alten Platz nehmend und ihre Hände drückend begann also: „Guter Vater und Mutter! ihre Tochter hat ein Paar Augen und eine Gestalt, wogegen sich ein Männerherz nicht genug zu schützen vermag. Sie besitzt bei den Vorzügen, welche die Natur ihr verlieh, noch die viel größeren eines herrlichen Charakters und aller weiblichen Tugenden, um einen Mann glücklich zu machen. Unwillkührlich und in der vollen Unschuld des Herzens rief mich Elisabeth, dieser Engel in den Kampf der Liebe. Ich war bezaubert, ehe ich es selbst wußte und während ich noch glaubte, daß ich nie verliebt werden könnte, war ich es bereits. Lange verbarg ich das Geheimniß, doch nicht künstlich genug, um es vor Elisabeth verborgen halten zu können. Erst

an diesem Morgen sagte ich es ihr offen, daß ich sie liebe und ihr Gatte zu werden wünsche; sie verwieß mich an ihre Eltern. Sehen Sie darin denn meine Herausforderung. Ach! ich flehe Sie an, legen Sie die letzte Hand an mein Glück, indem Sie Ihre Einwilligung zu dieser Verbindung geben, die für mich der Quell so vieler Freuden zu werden verspricht." Hier sah de Noverre den erstaunten Eltern so flehend in die thränenvollen Augen, daß Müller bereits bestochen, sein „Sei glücklich mein Kind!" voll Entzücken ausrief, doch seine Hausfrau, obschon ihr Herz dem Kapitain sehr geneigt war, handelte minder übereilt.

„Mein guter de Noverre!" — sagte sie — „daß Sie meine Tochter lieben und diese Sie liebt, wundert mich nicht, und ich würde nichts dagegen haben können, selbst wenn ich dies wollte, denn ich weiß es wohl, daß keine Mauern so dick, keine Riegel so fest, keine Schildwachen so wacker sind, die die Liebe nicht bräche oder überlistete, auch habe ich nicht allein nichts gegen Sie, sondern ich liebe Sie sogar, wie mein eigenes Kind, denn Sie haben ein gutes Herz, obschon Sie ein Franzose sind! Doch lieber Kapitain! bedenken Sie wohl, was Sie verlangen! Fühlen Sie nicht, daß Ihre Leidenschaft Sie an den Gränzen der Vernunft blind vorbeireißt; was ist ein verheira-

theter Soldat? Selten, mein lieber Sohn, selten ein glücklicher Ehegatte. Heute treten Sie an der Hand einer theueren Braut in einem Rosentempel ein und erquicken sich an dem Dufte der ersten ehelichen Blumen; morgen schmettert die Trompete zur Schlacht; die Pflicht ruft, sie gebietet Ihnen, der Stimme der Ehre zu folgen. Voll Verzweiflung über die so kurze Freude reißen Sie sich aus den Armen der wehklagenden Gattin. Der Rosenduft verwandelt sich in einen schwarzen Qualm; — die Sucht nach Ruhm unterdrückt für einen Augenblick die zärteren Gefühle, die Sie mit sanfter doch fester Hand nach der Gattin zurückziehen; — fast mit jeder Kugel, die auf Sie gerichtet wird, vergrößert sich die Zerstreuung; das Bild des Sieges führt Ihnen aus der Ferne tausend von Lorbeerkronen vor das Auge und deren Grün verbirgt vor Ihnen die häuslichen Räume, wo sich die trauernde Gattin aus banger Sorge für Ihr Leben die Hände wundringt, für Ihr Leben, das Sie nicht hoch anschlagen dürfen, wenn sie an die vollen goldenen Epauletten denken, die der Lohn des einen oder anderen Wagstücks seyn können. Wie schattenreich ist solch' ein Ziel; — wie wenig dabei gewonnen, wie unendlich viel dabei verloren worden. Ihr Leben hängt an einem Haare Ihres Hauptes, nach dem

tausend Säbel hauen. Ein unglücklicher Hieb, eine Kugel, ein einfacher Fall oder eine unerwartete Gefangenschaft — und hin ist das Glück meines Kindes, das gleich der Ferraria nur wenige Stunden geblüht hat, um auf ewig zu verwelken. Nicht arm und hülflos lassen Sie wohl Ihre Gattin zurück, aber wohl einen Nachkommen ohne Erzieher, ohne Beschützer, ohne Führer in des Lebens Strome, wo tausende von Klippen und Sandbänke den schwachen Kiel bedrohen. Was ist überdies, — denn meine mütterliche Sorge schildert jede Möglichkeit mit ihrer dunklen Farbe, — was ist übrigens ein Kapitain, der fast sein ganzes Einkommen zu dem Golde auf seinem Rock nöthig hat? Wenn Sie kein Vermögen haben, dann lebt der Wohledle gestrenge Herr und dessen Frau in einer glänzenden Armuth, gleich einem armen Fürsten, dessen Bett vergoldet, dessen Rock mit blinkenden Sternen bedeckt ist, der jedoch in seinem Schlafgemach die Kunstgriffe überdenkt, durch welche er den Schwarm seiner Gläubiger aus dem Vorzimmer entfernen soll, bei welcher ernsthaften Ueberlegung Sr. Durchlaucht der helle Schweiß von der Stirn tropft. Dazu gehören Sie einer Nation an, die uns nicht nur nicht liebt, sondern öfters sogar verspottet. Ich weiß, daß Sie von Adel sind: welch' eine Rolle soll mein

schlichtes Bürgerskind in den Hochgebornen Zirkeln von Fräuleins und Gräfinnen spielen? Lassen Sie mich es rund heraussprechen, mein lieber de Noverre! Sie nehmen es gewiß der ehrlichen Mutter Müller nicht übel; — ich kenne den Adel, er ist überall derselbe, eben so unzugänglich hoch als der Flug des Adlers oder niedrig kriechend, wie der Wurm im trockenen Sand; alles nach Umständen. Glauben Sie mir, Elisabeth würde dort eben so angesehen werden, als der Bettelmönch im Vatikan zu Rom, und dazu ist sie zu gut, zu zartfühlend. Ich kenne Sie; jede Beleidigung, das geringste Leid, das Elisabeth geschehen würde, dürften Sie als Ihnen selbst geschehen betrachten; eine Familien-Uneinigkeit würde die nothwendige Folge davon seyn und Gott weiß, wo diese endlich hinführen würde. Von der Verschiedenheit der Religion will ich schweigen, obschon sich auch darüber Vieles sagen ließ, wollte man unduldsam seyn. Wir verehren alle einen und denselben Gott, und ob Ihm Weihrauch aus einem silbernen Gefäße oder aus einem frommen Munde gestreut wird, erscheint mir gleichgültig, wenn nur das Opfer aus reinem aufrichtigen Herzen kommt."

„Auch muß ich Ihnen noch gestehen, da ich einmal ins Schwatzen gekommen bin, — daß mir

Elisabeth noch zu jung scheint, um schon eine Haushaltung zu führen und viel zu schwach von Körper, um öfters mit Sack und Pack von Garnison zu Garnison zu wandern, gleich den Störchen und Schwalben. Auch würde ich meine Tochter nicht gern missen, ich beginne alt zu werden, sie ist meine rechte Hand, mein Trost und unsere Hoffnung. Ich bitte Sie, Kapitain! denken Sie über alles dieß reiflich nach; wägen Sie die leichteren gegen die gewichtigeren meiner Bedenken ab und entführen Sie mir, als Sohn meiner Freundschaft, das einzige Pflänzchen meiner Ehe nicht. Ach! wie traurig würde es in meinem häuslichen Leben seyn, wenn Sie das Blümchen, das ich so liebe, mir entrissen. Das Vögelchen, dem man seine Jungen aus dem Neste raubt, singt nicht mehr, es rupft sich die Federn aus, bis es aus Schwachheit von dem Baume fällt. So würde auch ich — wenn Sie mir meine Elisabeth entführten — aus meinem Hause, wo ich bisher so fröhlich herumrollte, in das Grab fallen."

Frau Müller war so bewegt, daß sie nicht mehr sprechen konnte; ihr Mann wischte sich die Thränen aus dem Auge, — es herrschte eine augenblickliche Stille, bis de Noverre diese unterbrach.

„Edle Frau," so begann er, „Ihre Schilderungen tragen überall die Kennzeichen mütterlicher Sorge und Liebe. Ich weiß, daß viel Wahrheit in Ihren Skizzen ist, doch Ihre Farben sind zu düster, Ihre Schatten zu stark, da wo die Sonne ihre Strahlen nicht versagt, schildern Sie die Nacht in tiefster Düsterheit, Sie betrachten Alles von der unangenehmen Seite, vergönnen Sie mir, Ihnen ein Seitenstück zu liefern, was mehr im Gleichgewichte mit der Wahrheit steht."

„Eine beiderseitige Liebe verbindet das Herz Ihrer Elisabeth mit dem meinigen; sie bestreut unsern Lebenspfad mit Rosen; sie erleichtert die Last, die das Schicksal uns eben so gut als Andern aufbürden wird und erhöhet die Vergnügungen, die die gütige Vorsehung uns nach den Lasten zuschickt, denn wir werden eben so wenig von den Freuden noch von den Schmerzen des Lebens frei seyn: und wenn nun die Freude in seinem Hause eingekehrt ist, warum sollte denn und könnte ein verheiratheter Krieger kein glücklicher Ehegatte seyn? Wir werden in den Rosentempel eintreten, sobald das süße Lied des Friedens das Kriegsgetön überstimmt haben wird und die Welt in Ruhe lebt, wir hoffen länger als einen Tag darinnen zu verweilen und uns an dem

Balsamduft der ehelichen Blumen lange und langsam zu erquicken."

„Ruft dann die Stimme des Vaterlandes mich aus meinem Winterquartiere, dann ziehe ich meine Gattin an die muthige Brust, drücke ihr das Lebewohl in tausend Küssen auf den Mund und fliege dahin, wohin die Ehre mich ruft, um tapfer zu streiten und dann etwas später in tausenden von Küssen von ihr den freudigen Willkommen im häuslichen Kreise zurück zu empfangen. Sie verlebt eine kurze Zeit in Kummer und Besorgniß, doch jeder meiner Briefe trocknet Thränen und verbannt einen Theil ihres Kleinmuthes. Tausende von Kugeln summen mir um die Ohren, doch keine nimmt mir den Kopf weg, denn Sie müssen nicht denken, daß jeder Schuß trifft. Nun ruft mich die Ehre zu einer kühnen That, ich befehle meine Frau und meine Seele meinem himmlischen Vater, der an meiner Seite streitet, komme zurück mit einer feindlichen Fahne und zwei goldenen Epauletten, die Sie mir als einen Schatten schilderten, die indessen meinen Achseln keine Schatten seyn werden."

„Der Sieg ist erfochten; — die Friedenspalmen werden vertheilt, — ich pflanze sie zunächst dem Lorbeer auf meinen Hut; — eile zu meiner Gattin und die Ferraria wird nun auf einmal zu

einer Zehnjahrsblume, um lange und glücklich an meiner Seite zu blühen und mir eine gesegnete Nachkommenschaft zu schenken, deren Lehrer und Versorger ich seyn kann, so daß die schwachen Matrosen nicht ohne Lootsen in dem Kanal des Lebens sich herumzutreiben nöthig haben."

„Was Sie mir, liebe Mutter! wegen meines Einkommens und des Goldes auf meinem Rocke sagten, geht auf das „glänzende Elend" dem uralten Titel der Subaltern-Officiere, doch kümmern Sie sich deshalb nicht, der wohledle Herr und seine Frau sollen hoffentlich keine glänzende Armuth zu dulden und nicht wie der Fürst, nach Ihrer Schilderung, es nöthig haben, die Schuldner vor der Thür zu überlisten, während ihm in seinem Schlafzimmer der helle Schweiß von Stirn und Wangen tropft; das Vermögen, das mir einmal von den Gütern meines Vaters zu Theil werden muß, soll hoffentlich uns die List und die Schweißtropfen ersparen."

„Wer aber, gute Mutter! hat Sie so falsch berichtet, daß mein Volk Ihre Landsleute nicht liebe? Das ist ein altes Mährchen; wir achten unsere Nachbarn jenseits des Rheins sehr hoch; sie sind tapfer, und wir lieben, was tapfer ist. — Ich bin von Adel, aber nicht von dem alten bösartigen Adel, der sich, aller Laster und Gebrechen

voll, für Halbgötter hält, gehöre nicht zu den Adligen, die durch ihre Uebertreibungen den Untergang ihres Fürsten herbeigeführt haben, zu welchen der Königliche Märtyrer, der brave Ludwig XVI. einmal sagte: „ich bitte Euch meine Herren, seyd nicht mehr königlich gesinnt, als der König selbst" — denn ich gehöre einem Geschlechte an, das gleich Heinrich IV. die Verdienste sowohl des Bauers als bei dem Reichsmarschall zu würdigen weiß und sicher die schöne verdienstvolle Elisabeth mit Liebe annehmen wird, sie nicht ansehen soll wie der Bettelmönch im Vatikan angeschaut wird; sondern sie betrachten soll, wie die Tugend ihre Verehrer. Von der Verschiedenheit unserer Religion will ich schweigen, Sie haben darüber so weise gesprochen, daß ich nichts hinzuzufügen weiß; — der wahre Christ kann nur wie Sie denken."

„Elisabeth ist nicht zu jung, um zu heirathen; in meinem Vaterlande werden die Ehen geschlossen, sobald die Mädchen erwachsen sind. Ihre häuslichen Fertigkeiten reihen sie, trotz ihrer Jugend und ihres lieben blonden Köpfchens, der Zahl der geübtesten Hausfrauen zu; sie soll nicht wie die Zugvögel von Garnison zu Garnison zu wandern nöthig haben, aber, wenn mich mein Beruf auf einige Zeit von ihr ruft, auf dem Schlosse

Rougemont in der Picardie an dem Heerde einer zärtlichen Mutter einen angenehmen Ruheplatz finden. Es ist wahr, Sie werden Ihr Kind entbehren müssen, allein die Pflanze wird nur versetzt, nicht ausgerupft, und die Gelegenheit sie zu sehen wird Ihnen zu jeder Zeit offen stehen; nicht gleich dem Vogel, dem man seine Jungen raubte, sollen Sie in ein frühes Grab sinken, denn an Ihrem Sterbebett — das, wie ich hoffe, noch lange nicht für Sie zu bereiten seyn soll — wird ein Kind und mehr Ihre Hand mit Thränen benetzen. Sehen Sie so Ihre Rede widerlegt, lesen Sie aus meinen Augen die Liebe, die ich für Ihr Kind hege und vernichten Sie mein Glück nicht durch eine kalte Weigerung."

„Kapitain! ich kann Ihnen nicht länger widerstehen; — lieben Sie meine Elisabeth, werden Sie bald mein Sohn, doch verlassen Sie Ihren Stand und wählen Sie einen friedlicheren."

„Augenblicklich ist dies unmöglich, liebe Mutter! Die Ehre verbietet mir, jetzt in den Tagen der Gefahr meine Fahne zu verlassen, auch würde mir dies nicht gestattet werden, doch nach dem Frieden wollen wir wieder darüber sprechen."

Jetzt trat Elisabeth ein. — De Noverre flog in ihre Arme, — beide knieten vor den Eltern

nieder und das „Gott segne Euch!“ wurde freudig über sie ausgesprochen.

Fünftes Kapitel.

Drei Monate vergingen unter den süßen Genüssen der Liebe; alles ließ die schönste Zukunft hoffen, da wurde auf einmal de Noverre abgerufen. Ein Schreiben des Ober-Generals befahl ihm, sich unverweilt mit seiner Kompagnie nach dem Hauptquartier des Generals Dessaix zu begeben, wo ihm kund gemacht wurde, daß er und seine Leute zu Vervollständigung eines anderen Regiments bestimmt wären und diesem einverleibt werden sollten. Daß die Wahl des Generals just auf de Noverre fiel, war das Werk des Kommandanten, der schon lange eine Gelegenheit gesucht hatte, sich des gewissenhaften Kapitains zu entledigen, um dann seiner Raubsucht nachhängen zu können. Seine heimlichen Umtriebe waren geglückt; durch einen Freund, der beim Generalstabe als Major angestellt war, hatte er von den edlen Moreau den Befehl der Abberufung de Noverres zu erschleichen gewußt und er sah sich nun

von dem Manne befreit, der eben so sehr bei den Einwohnern beliebt war, als er von diesen gehaßt wurde.

Mit einem Gesicht, auf dem der tiefste Schmerz in deutlichen Zügen zu lesen war, näherte sich Noverre seiner Elisabeth, um ihr eine Nachricht mitzutheilen, die ihn in jedem andern Falle auf den Gipfel der Freude gehoben haben würde, da er früher nie Freund des einförmigen Garnison-Dienstes gewesen war und lieber unmittelbar Theil an dem Heldenleben nahm, doch der ihn jetzt in Mitten der Wonne der ersten Liebe, gleich einem zweiten Adam aus seinen Eden nach einer Welt voll Gewühl und Gefahren trieb.

Zitternd nahm Elisabeth das unselige Papier in die Hand, denn de Noverres Züge hatten ihr bereits gesagt, daß es etwas enthalten müsse, was ihn ernstlich betrübe. Gleich wie der silberne Mond, dessen Sichel an dem Himmel stand und durch die Fenster seine weißen Strahlen mit dem rothen Lichte der Kerzen mischte, starrte Elisabeth in sprachloser Verzweiflung auf den unglücklichen Befehl Worte hatte sie nicht, nur an den blassen Wangen, worauf noch ohnlängst die Blüthen der Unschuld keimten, floß ein Strom von Thränen herab. Ihre strahlenden Augen hoben sich auf zum Himmel, ihre Lippen bewegten sich und ihr

Geflüster konnte man eben so wohl für ein Geb: der Verzweiflung, als für eine Anklage, ein Murren gegen das Schicksal halten.

„Um Gott, liebe Elisabeth!" — sagte de Noverre, das verzweifelnde Mädchen in seine Arme fassend, — „rufe Deine Ruhe zurück und laß Dich nicht von dem Schmerz überwältigen. Das Schicksal zürnt mit uns, wir müssen scheiden, doch gewiß nur für kurze Zeit; Geduld und Vertrauen können allein das Unglück mildern."

„Kaltsinniger," — erwiederte Elisabeth, wie aus einem Traume erwachend, — „Unglücklicher Du kannst noch ruhig denken, wenn ich in höchster Verzweiflung bin! O hätte ich Dich nie kennen lernen! Welch' unseliger Zufall führte Dich in unsere Stadt, welche noch unseligere Gastfreundschaft öffnete Dir unsere Thür. Du, in welchem wir unsern Beschützer, einen Engel Gottes sahen, hast mich zur tiefsten Stufe des menschlichen Elends — zur Unehre — gebracht. Wir haben die Pflichten der Sittlichkeit mit Füßen getreten, die Folgen dieser Verhöhnung sind nicht außen geblieben, so wisse denn, Unglückseliger, was mein Schamgefühl Dir bisher verbarg. — Deine unglückselige Braut fühlt sich Mutter! Du gehst dem Tode entgegen, so sagt mir mein ahnendes Herz, und mir bleibt im Unglücke nur die Schande!"

Die Worte des Trostes, die de Noverre dem Mädchen zuflüsterte gingen für dieses verloren; das Leiden ihrer Seele war so stark, daß diese keinen Eingang finden konnten; — nur eine hoffnungslose Klage, ein ängstlicher Laut oder ein stilles Gebet brachte Elisabeth unter dem Händeringen der Verzweiflung hervor. Eine ganze Stunde dauerte dieser Zustand. Glücklicher Weise waren ihre Eltern zu einer religiösen Zusammenkunft gegangen. De Noverre's Angst war nur mit seinem Mitleid zu vergleichen; nichts blieb von ihm unversucht um seiner geliebten Freundin Trost und Vertrauen einzuflößen; nur nach und nach glückte es ihm, ihr Theilnahme für seine Worte abzugewinnen und sie zum ruhigen Anhören seines Trostes zu bewegen. Er schilderte ihr nun die Zukunft mit weniger dunkelen Farben, als sie sich dieselbe — in der ersten Verzweiflung — ausgemahlt hatte, zwischen das Braun der Furcht mischte er das Azurblau der Hoffnung, zwischen das Schwarz der Verzweiflung die Rosenfarbe der Liebe, die er auf's neue beschwor, und zwischen das Grau des Kleinmuths das Weiß des Glaubens an die göttliche Fürsorge.

So wußte de Noverre — gleich einem kundigen Maler — aus der düstern Skizze eines Sturmes auf der See, eine fröhliche Wasserfahrt auf

einem stillen Meer zu schaffen und die Verzweiflung in Hoffnung, die Thränen in Lächeln, die Verwünschungen in Küsse zu verwandeln.

„Vergieb Geliebter!“ — sagte Elisabeth, ihren Bräutigam liebkosend, — „ich habe Dich in meiner Verzweiflung beleidigt, verkannt, verhöhnt und durch mehr als ein Wort Deine Ehre gekränkt. Rechne es mir nicht zu hoch an in Deinen Herzen, — schilt die ruhige Elisabeth für das, was die verzweifelnde verschuldete. Ich sprach Unsinn, ich mußte Dich besser kennen, doch wenn ich meine Worte zurücknehme und das Bekenntniß vor Dir ablege, Abbitte thue, wirst Du Dich da wieder der Sünderin annehmen und sie, wie früher, lieben?

Mit Augen voll Thränen der innigsten Reue sank hier Elisabeth an de Noverres Brust.

„Alles ist vergeben, liebe Braut“ — tröstete de Noverre — „die beleidigenden Worte sind nur Deinen bangen Lippen entschlüpft, kamen nicht aus Deinem guten Herzen; — fürchte nicht mehr — vertraue auf Gott, der über Dich und mich wacht und uns nicht verlassen wird! Wir haben gefehlt, der betäubende Trank der Liebe war zu stark für uns Schwache; unsere sittliche Kraft ward für einen Augenblick verwirrt gleich dem Verstand des Trunkenen, wenn der Wein in ihm tobt, doch sie wurde nicht für immer unterdrückt;

in diesem Augenblicke ist sie aus ihrer Betäubung, ihrer Erniedrigung erwacht; beide fühlen wir jetzt unsere Pflicht, das zu verbessern, was wir verbrochen haben. Meine größte Sorge, meine erste Pflicht soll es seyn, unsere Vermählung zu beschleunigen. Ich reise jetzt nach dem Hauptquartier; der Oberbefehlshaber ist nicht allein ein großer Krieger, er ist auch als Mensch groß und hat das feine Gefühl des Herzens nicht auf dem Schlachtfelde verloren. Ich sah ihn wohl trauren über das vergossene Blut, wo er hätte jubeln können über den erfochtenen Sieg; ich sah ihn vergeben, wo er strafen; trösten, wo er verweisen, und segnen, wo er fluchen konnte. Ich will mich dem Braven in Person oder durch ein Bittschreiben nahen; ich werde ihm beweisen, daß die Pflichten der Ehe sich mit denen der Tapferkeit vereinen lassen, daß man zugleich lieben und tapfer fechten kann und die eine Tugend zur Triebfeder für die andern wird. Sei ruhig" — fügte er noch hinzu, indem er Elisabeths Hände an seine Lippen drückte, — „sei ruhig und vertraue, ich verpfände Dir meine Ehre; Gott hört meinen Schwur und er richte streng über mich, wenn ich meine Versprechen nicht erfülle. Du lebst in meinem Herzen und Dein Bild, das mich in das Gewühl des Kampfes begleiten wird, soll mir

auch die Wege der Vorsicht, die mit meiner Ehre und Pflicht sich vereinen lassen, vorzeichnen."

Elisabeth küßte den Geliebten. — „Du hast mein gebrochenes Herz erstärkt," — sagte sie — „so gehe denn mit Gott dahin, wohin Ehr' und Pflicht Dich ruft und kehre, Deiner und meiner würdig, zurück, damit Gottes Barmherzigkeit uns unsern Fehler vergebe und durch eine freudenvolle Ehe unsere Standhaftigkeit belohne."

Die Liebenden nahmen dann noch einige weitere Rücksprachen. Bald darauf erschien Müller und seine Gattin. Mit tiefstem Leidwesen vernahmen sie die Nachricht von der, schon auf den andern Tag angesetzten Abreise de Noverres und verbrachten den Abend unter Gesprächen, woraus Aller Trauer, aber auch Aller Hoffnung und Vertrauen auf die allwaltende Vorsehung hervorleuchtete.

Sechstes Kapitel.

Der junge Tag hatte seine helleren Blicke noch nicht in Osten aufgeschlagen, als Elisabeth, noch ermüdet von den Qualen einer schlaflosen Nacht,

bereits beschäftiget war, ihre Sorge dem Geliebten ihres Herzens zuzuwenden. Sie selbst ordnete den kleinen Mantelsack. Jeder Gegenstand, den sie in denselben legte, trug Spuren ihrer Ordnung und zugleich ihrer Betrübniß, denn große Thränen tropften unaufhörlich von ihren Wangen nieder. Als das Frühstück aufgetragen war, ward der Kapitain geweckt. Er stand auf von dem Lager, auf dem er, trotz der Weichheit der Eiderdaunen, kein Auge hatte schließen können. Auch seine Augen trugen die rothen Kreise einer Empfindung, die ein gutes Herz verräth, ohne just Schwachheit anzudeuten; denn Thränen sind keine Schande für den Mann, was auch hartherzige Spötter darüber sagen mögen; der Held, der Mensch bleibt, selbst in Mitten Grauen erregender Scenen, ist der wahre Held noch Mensch.

De Noverre trat in das Frühstücks-Zimmer, wo Elisabeth und ihre Eltern trauernd seiner harrten; er suchte seinen Schmerz unter einem Lächeln zu verbergen, doch unerfahren in der Kunst der Verstellung, konnten seine wahren Empfindungen dem scharfblickenden Auge seiner Braut nicht verborgen bleiben.

„Du hast geweint de Novere!" — sagte Elisabeth in seine Arme eilend — „ist dies die Ruhe, die Du von mir beim Abschied fordertest und die

Dich doch selbst verlassen zu haben scheint. Was sagst Du nun, Du Held ohne Schild gegen das eigene Herz? Mußt Du nun von einem Mädchen lernen, wie man mit Hoffnung, Liebe und Vertrauen selbst die größten Prüfungen ruhig überwinden kann? Komm in meine Arme, gefühlvolle Seele!" und nun selbst ihre Thränen nicht länger zu unterdrücken mächtig, fuhr sie fort: „Siehe, sie fließen die Zeugen der Freude, die ich über Deine Zärtlichkeit empfinde. Die Röthe Deiner Augen spricht so wohlthuend zu meinem Herzen; da steht es geschrieben, daß Du nicht gefühllos, nicht undankbar bist und um mich in den Stunden weintest, wo der Schlaf Dich erquicken konnte."

„Keine Worte der Leidenschaft mehr, Elisabeth!" unterbrach hier Frau Müller, „sie bessern nichts und verderben vieles, man muß die Gefühle bei einer Sache nicht aufregen, in der sich nichts ändern läßt. Seid Euch treu; lebt in der Hoffnung auf Ihn, der die Trennung aber auch die Wiedervereinigung seiner Kinder bestimmt. Alles wird endlich noch gut kommen, es ist vielleicht für Euch dienlich, daß Euer Lebensweg nicht immer geebnet ist, und der Liebe ein Probejährchen voll Entsagung auferlegt wird. Einander zu entbehren muß Jeden des Andern Besitz um so höher schätzen lehren; jeder Tag, an dem Du, Eli-

sabeth, die großen schwarzen und Sie, mein Sohn die großen blauen Augen nicht sehen, muß Euch als eine Woche, jede Woche als ein Monat, jeder Monat als ein Jahr erscheinen. Eure Liebe muß der Kamille gleich sein, die, jemehr sie gedrückt wird, desto schöner ihren Duft entwickelt und als Blume sich erstärkt. Kommt, Kinder, keine Thränen; nehmt ruhig und zufrieden Euer Morgenbrod; in dem Garten des Lebens grünt eine Blume, die jede Herzenswunde heilt, man nennt sie Geduld; ihr Same ist die Gottesfurcht, ihre Erde ein gutes Herz und wenn sie heranwächst, erntet man endlich einen Schatz von Blumen, die die Seele erquicken und die Ruhe befördern."

„Sie sprechen wie ein Engel, liebe Mutter!" — antwortete de Noverre, indem er sie an der Hand faßte und zum Frühstück geleitete.

Nach einer Stunde wehmüthiger Stille hörte man endlich den Appelschlag der Trommel. De Noverre flog auf; die Pflicht, die zu erfüllen, ihm heute zum ersten Male schwer wurde, rief; er schnallte den Degen um, drückte seine Braut an das Herz, bedeckte ihre bleichen Wangen mit zahllosen Küssen; fiel dann in die Arme ihrer Eltern, kehrte nochmals und nochmals zu Elisabeth zurück, flüsterte ihr die heiligsten Schwüre der Treue

zu, fiel ihr noch einmal um den Hals, um den er sein Bild geworfen hatte und verschwand dann aus den Augen der Geliebten, gleich den Strahlen der Sonne hinter einer Regenwolke.

Da saß nun auf einmal Elisabeth einsam und verlassen in dem öden Gemach, wo so mancher Gegenstand sie an die allbeseligende Anwesenheit ihres Geliebten erinnerte; schneller klopfte ihr Herz, ihre Augen schwammen in Thränen; kein Trostwort der Mutter, kein Kuß des Vaters konnte sie aufrichten.

Siebentes Kapitel.

De Noverre traf das Corps des General Desaix, das er zu verstärken bestimmt war, in vollem Marsch auf dem Weg von Breisach, auf welchem er mit einem Theil seiner Truppen das Fort Kehl zu erreichen strebte, um auf diese Weise den Erzherzog Karl im Rücken zu bedrohen. Der Ueberrest von Desaix Division marschirte nach Hüningen und wurde von den Oestreichern so bedrängt, daß die Nachhut oftmals mit der feindlichen Vorhut handgemein wurde.

Ungeachtet der großen Mühseligkeiten, welche dem General Desaix entgegenstanden, glückte es seinem Muth und seiner Geschicklichkeit doch, unweit Breisach den Rhein zu überschreiten und das Fort zu erreichen; unermüdlich ließ er nun die, seitdem abgebrochenen, Werke und Bastionen verdoppeln, so daß sich das Fort bald in einem guten Vertheidigungszustand befand. De Noverre, der vom General auf das Wohlwollendste empfangen worden war, hatte bei dem Bau der Festungswerke als Ingenieur viele Geschicklichkeit an den Tag gelegt und sich dabei nicht nur die allgemeine Achtung, sondern besonders die des Generals erworben.

Seiner Seits versäumte aber auch der Feind es keinen Augenblick, seine Gegenverschanzungen zu vollenden. Als Desaix Werke genugsam gefördert zu seyn schienen, um den Feind mit einigem Vortheil überfallen zu können, beschloß Moreau eine Division zu machen, um ihn zu nöthigen, die Belagerung aufzugeben oder ihn doch durch eine kühne Unternehmung in Verwirrung und Furcht zu bringen. Im Fort war alles bereit, um durch einen Ausfall Moreau's Divension, wovon Desaix unterrichtet war, zu begünstigen, und so den Feind zwischen zwei Feuer zu nehmen. Vorher hielt die Garnison des Forts,

auf Befehl des Generals, einen Rasttag, diesen benutzte de Noverre, um an Elisabeth zu schreiben, da mehr als eine Gelegenheit bestand, um in Verbindung mit der Stadt T... zu bleiben. In der Gluth seiner Liebe schrieb er Folgendes:

„Theure Elisabeth!

„Den Kopf erfüllt von dem Gedanken an das Glück, das ich verließ und von den Bildern einer weit minder fröhlichen Zukunft, welche meinem Geiste in tausend umwölkten Idealen meiner Melancholie vorschwebten, verließ ich das geliebte T... Wie thöricht ist doch der Mensch, sich wegen einer Zukunft zu beunruhigen, die er nicht kennt, die vielleicht nicht einmal für ihn aufgehen soll; und darüber plagen wir uns, als ob wir das Leben in unserer Gewalt hätten und das Schicksal seine geheimen Bücher für uns aufgeschlagen habe. Aber so sind wir; zu nichtig, um auch nur eine Stunde vorauszusehen, zu ungeduldig, um diese Stunde mit Ruhe zu erwarten; jederzeit voll von Berechnung der Wahrscheinlichkeiten, die die Zeit als Stümpereien Lügen straft, denn nicht mathematisch läßt sich das Schicksal berechnen, es überrascht uns ohne Warnung und regiert wie ein Despot seine Sklaven."

„Doch genug der Betrachtungen; ich will Dir lieber sagen, wie oft ich an Dich denke und wie sehr ich Dich liebe; Dein Bild begleitet mich überall, sowohl auf die Wälle des Forts, als nach meinen Zimmer. Der Mensch, dessen ganzes Seyn nur von einem einzigen Gegenstand erfüllt ist, als ob kein anderer von Werth für ihn bestände nnd als ob die Welt um ihn lediglich nur für diesen sich rege, sieht minder die Gefahr, kennt keine Entbehrung, fühlt keinen Schmerz, denn dieser Gegenstand hat alle seine Empfindung, wie in einem Brennpunkt zusammengezogen, ohne ihm Zeit zu lassen, sich mit etwas beschäftigen zu können, was außer dem Brennpunkte liegt."

„Du siehst, liebe Elisabeth! daß ich Dich nicht vergaß und die Liebe den größten, den ersten Platz in meinem Herzen einnimmt; sie gleicht dem verzogenen Günstling, der seinen Herrn überall hin begleitet, überall ihm das Leben versüßt, täglich höher in seiner Gunst steigt."

„Bereits habe ich einen Schritt, mein Versprechen zu erfüllen, gethan. Ich habe mich an den General Desaix gewendet, um von ihm die Erlaubniß zu unserer Trauung zu erlangen und zwar unverweilt, noch ehe Dein Zustand bemerkbar wird, damit die Frucht unserer Liebe würdig geboren werde. Hätte es in meiner Gewalt ge-

standen, so würde ich schon längst und sogleich den Trauring an Deine Hand gesteckt haben."

„Der General gab mir zwar keine günstige aber auch keine beunruhigende Antwort; er sagte mir, daß allerdings mein Vorhaben der Pflicht gemäß doch der Augenblick nicht geeignet zur Vollführung sey; „„wie können Sie, Kapitain,"" so sagte er, „„in der Mitte des Kriegs an eine Heirath denken! Haben Sie Geduld bis der Feind geschlagen oder der Friede geschlossen ist und streben Sie dahin, daß Sie Ihre Braut als Major begrüßen.""

Er verwieß mich mit meiner Bitte an den Oberbefehlshaber, ich schrieb an Moreau:

General!

„Besondere Umstände nöthigen mich, eine „eigene Bitte Ihnen vorzutragen; ich weiß, „daß es weder die Zeit noch der Ort ist, sich „mit besonderen Angelegenheiten für uns selbst „zu beschäftigen, da der Dienst der Republik „uns ganz in Anspruch nimmt, indessen ein „dringender Beweggrund, wenn auch für Sie „von keinem, doch für mich von großem Be„lang, nöthigt mich, mir die Freiheit zu er„lauben, Sie um Ihre Zustimmung zum Ein-

„gehen eines Ehebündnisses im Fort Kehl
„mit der Tochter eines angesehenen Bürgers
„in T..., Elisabeth Müller, zu bitten."

„Ihre Genehmigung wird die Verpflicht-
„ung, die ich gegen Sie bereits habe, nur
„noch mehr vermehren und die Hochachtung
„und Dankbarkeit erhöhen, mit welcher ich
„die Ehre habe zu seyn

de Noverre, Kapitain."

„Bereits seit acht Tagen ist meine Bittschrift abgegangen, noch habe ich indessen keine Antwort. Vielleicht, liebe Elisabeth, bringt die geheime Feldpost sie mir heute, ich werde deshalb diesen Brief vor Mitternacht nicht schließen, da ich hoffen darf, Dir heute vielleicht etwas Näheres mittheilen zu können. Indessen lebe wohl, meine Geliebte! Gute Nacht!

1 Uhr nach Mitternacht.

„Hätte ich den Brief nur abgesandt, ich würde Dir, theuere Braut, einen Schmerz erspart haben; die Last erdrückt mich: ich kann nicht schweigen, wo ich schweigen, nicht sprechen, wo ich sprechen sollte. — Die Feldpost ist da; sie hat die Antwort, doch keinen Trost für uns mitgebracht.

Mein Gesuch war zu übereilt. Der Drang, in kurzer Zeit mein Verlangen zu befriedigen, meine Liebe, mein Wunsch, Dich als meine Gattin an mein Herz drücken zu können, ließen mich eine Uebereilung begehen; höre des Generals Antwort:

„Da wie der Kapitain de Noverre sehr rich-
„tig bemerkt es weder in der Zeit noch am
„Platze, noch die Gelegenheit ist, sich mit ei-
„genen Angelegenheiten im Augenblicke zu be-
„schäftigen, in welchem das allgemeine Wohl
„unsern Eifer ungetheilt in Anspruch nimmt,
„so wird das Gesuch des Kapitains vor der
„Hand abgewiesen.

Der Oberbefehlshaber der Rhein- und Mosel-Armee

Moreau."

„Siehe denn das Resultat meines Gesuchs, woran ich jetzt in diesem Augenblicke das Unzeitige, das Thörichte fühle; — doch was thut ein Liebender nicht, um dem Verlangen einer Braut zu genügen! Sage, theuere Elisabeth! was ich nicht thun würde, um eine Thräne Deines Auges zu trocknen! Doch sei ruhig; noch nichts ist verloren; Standhaftigkeit und Treue, Liebe und

Ausdauer vermögen auch das Unmöglichscheinende möglich zu machen. Drum hoffe uud vertraue meine Elisabeth!"

„Morgen werden wir den Feind in seinen Verschanzungen angreifen. Ich bin voll Muth; ich bin weniger bekümmert um die Oestreichischen 24 Pfünder, als um eine Thräne von Dir. Lebe wohl, Geliebte meines Herzens, gedenke mein! Grüsse und küsse Deine Eltern, als Du es ohne mich vermagst. Glaube, daß meine Liebe über den Ausdrücken der Worte erhaben ist, die man zur Bezeichnung zu gebrauchen gewohnt ist."

De Noverre.

Achtes Kapitel.

Dieser Brief, voll Versicheruug der Liebe und Trostesworte, kostete der unglücklichen Elisabeth manche Thräne. Zum Glück war derselbe, ohne daß ihre Eltern davon wußten, in ihre Hände gekommen, denn da diese von ihrem Zustande noch nicht unterrichtet waren, so würden sie, wenn sie so unvorbereitet die Kunde durch den Brief erhalten hätten, gewiß nicht wenig erschrocken seyn.

Tausend und abertausend Mal las sie das liebe Schreiben, das so viele Zeichen aufrichtiger Treue in sich trug; nur das war für sie so peinlich, daß sie nicht die Grüsse an ihre Eltern diesen mittheilen durfte und noch mehr, daß sie diese nicht beruhigen konnte, wenn sie über de Noverres langes Stillschweigen Besorgniß äußerten, ja vielleicht endlich sogar Mißtrauen in dessen Treue setzten.

Das Mißglücken von des Kapitains Plan, sie unverzüglich zu seiner Gattin zu machen, schmerzte sie unaussprechlich und doch lag so viel Liebe, so viel Tugend in diesem Bestreben, daß der Gedanke daran, ein großes Gegengewicht für ihren Trübsinn abgeben konnte.

Nichts desto weniger behielt die tiefste Niedergeschlagenheit die Oberhand. Der Zustand, in welchem sich Elisabeth befand und der jeden Tag mehr und mehr ihre Schande zu verrathen drohte, die unzähligen Gefahren, denen der Mann, der allein sie dieser Schande entreissen konnte, ausgesetzt war, seine Abwesenheit, ihr Kleinmuth, ihre wankende Gesundheit, die Furcht vor Zufällen, die ihr Geheimniß an den Tag bringen konnten, — dies Alles zusammen genommen wirkte so auf ihren geistigen Zustand, daß sie fast nur weinte oder in tiefen Gedanken verloren stumm und theil-

nahmlos vor sich hinschaute. In ihren Beschäftigungen fand sie zu wenig Zerstreuung, um nicht viele Stunden des Tages ihrem Tiefsinn nachhängen zu können; zum Spazierengehen aber hatte sie keine Lust, da jeder Platz, jeder Schritt sie an die Tage der Unschuld und Freude erinnerte. Lesen konnte sie gar nicht, sie mußte jede Seite lesen, nochmals lesen und wieder lesen, und doch faßte sie den Zusammenhang nicht, da ihre Gedanken zu oft von der Geschichte abschweiften.

Die Musik allein machte noch Eindruck auf ihr Herz; — es ist wohl erwiesen, daß eine sanfte Melodie sowohl das von Freude erfüllte, als das trauernde Gemüth durchdringt und da, wo weder Worte noch andre Mittel Eingang finden, einen wehmüthigen Trost gewähren. Menschen von zartem Nervenbau werden vor allen durch Musik gerührt; dieß war auch bei Elisabeth der Fall; sie fand ein wahres Vergnügen darin, ihr Gemüth durch eine schwermüthige Fantasie auf dem Pianoforte aufzuregen und dann durch ein fröhliches Lied, aus dem Hoffnung und Vertrauen zu schöpfen waren, zu beruhigen; — sie wenigstens fand dieß darin, da sie mit ihren Gedanken den Tönen folgte und diese sich denselben anschlossen.

Jedes Kirchenlied, in welchem sich für sie Trost finden ließ, war ihr willkommen, — sie sang die-

ses mit mehr als gewöhnlicher Lieblichkeit und dem tiefsten Gefühle.

Frau Müller überraschte Elisabeth wohl öfters in solcher wehmüthigen Stimmung, doch schrieb sie diese einer zwar natürlichen, jedoch falschen Ursache zu und glaubte, daß es nur innige Frömmigkeit sei, was ihr Kind in diese versetzte; der Gedanke aber, daß Elisabeth im Rausche der ersten Liebe den Pfad der Tugend, — einer Tugend, die jedes Mädchen als die schönste verehren soll — verlassen haben könne und sich da hingegeben, wo ein Widerstand so rühmlich gewesen wäre, dieser Gedanke kam bei der frommen Frau nicht auf.

Sie hatte ihr Kind so wohl erzogen, und vor Allem so viel Sorge auf dessen sittliche Ausbildung gewandt, als daß sie hätte vermuthen könntn, daß alle die gute Saat nur auf unfruchtbaren Boden gefallen sei und sie bald nichts denn Thränen da ärndten sollte, wo ihre frohe Erwartung nichts als Freude sah. Welche Enttäuschung stand der guten Frau bevor! so wächst wohl unter dem fröhlichen Auge des Landmanns die Frucht empor. Voll stiller Hoffnung schaut er auf der Aehren segensreiches Wogen. Schon steht er da mit der Sichel, um die Aerndte zu beginnen und freut sich mit Frau und Kind über das gesegnete

Jahr; da zieht ein Hagelwetter herauf, es entladet sich über den Acker und alle die fröhliche Hoffnung liegt verwüstet. Thränen des Jammers verdrängen das Lächeln der Freude.

Neuntes Kapitel.

Während die Oestreicher auf dem linken Ufer der Kinzig die Laufgräben eröffneten, machten sich die Franzosen zu einem starken Ausfall bereit. Den 22. November rückte das Corps, worunter sich de Noverres Compagnie befand, aus, um die Verschanzungen zur Linken, zwischen der Kinzig und dem Rhein, anzugreifen. Eine der Kolonnen überwältigte die zwei ersten Redouten, die die Linie des Rheinufers vertheidigten; eine zweite drang zwischen das Centrum hindurch, wandte sich und eroberte Suntheim und die zwei, bei diesem Dorfe aufgeworfenen Schanzen, doch die andern drei Redouten, die zwischen den angegebenen Punkten inne lagen, konnten nicht genommen werden und da die Truppen, die zur Unterstützung des, den ersten Angriff machenden Corps bestimmt waren, nicht zeitig genug ankommen konnten, so war man nach

einem rühmlichen Kampfe von vier Stunden die feindliche Linie zu verlassen, genöthiget.

Die Franzosen machten 700 Gefangene, eroberten 10 Kanonen und 2 Haubitzen und vernagelten noch 15 Stück Geschütze, die man aus Mangel an Gespann zurückzulassen genöthigt war.

Dieser starke Ausfall setzte die Oestreicher nicht wenig in Schrecken; alle anwesende Generale, den Erzherzog an der Spitze, begaben sich nach den von den Franzosen angegriffenen Punkten.

Die ganze Oestreichische Heeresabtheilung setzte sich in Bewegung und versuchte die Franzosen zu zwingen, die eingenommenen Stellungen zu verlassen. Dies Manövre glückte; begünstigt durch einen starken Nebel gingen die Oestreicher ihren Feinden in den Verschanzungen zu Leibe und nahmen ihnen die vorher eroberten Werke wieder.

Generale und Soldaten, von beiden Seiten, thaten Wunder der Tapferkeit. Desaix ward ein Pferd unter dem Leibe getödtet; Moreau, der sich in den hitzigsten Kampf gewagt hatte, erhielt eine Wunde am Kopf, durch eine Gewehrkugel; der Oestreichische General Latour verlor auch ein Pferd und der tapfere Kapitain de Noverre fiel, das Hüftbein zersplittert und mit einer Brustwunde, in die Hände der Oestreicher.

Die Franzosen zogen sich regelmäßig in das

Fort zurück und dies unterlag kurze Zeit darauf den Oestreichischen Waffen.

So endigte die Belagerung von Kehl, die eine der berühmtesten in der Geschichte jenes Krieges sowohl den Besiegten als den Siegern zum Ruhme gereicht.

Leidend durch den Schmerz der Wunden und in der traurigsten Gemüthsstimmung, ward der Kapitain de Noverre, auf besonderen Befehl des edeln Erzherzog Carl, der dazu einen seiner Gefährden bestimmt, nach dem Dorfe G... gebracht, wo die nöthige Sorge zur Verpflegung des verwundeten Gefangenen getroffen wurde.

Der Weg schien diesem endlos; durch die Schmerzen des Körpers ermattet; geschwächt durch den großen Blutverlust, der noch fortdauerte, da der erste Verband nur flüchtig angelegt worden war und gequält durch den Gedanken, überwunden in den Händen des Feindes zu seyn, befand sich de Noverre in einem höchst traurigen Zustand. Die früher so helle Zukunft schien ihm jetzt nur eine einzige Nacht, durch keinen Lichtstrahl, durch keinen Stern erhellt; seinem Geiste schwebte die verzweifelnde Elisabeth, mit dem Schmerz der Entehrung auf dem Angesicht, mit dem unehelichen Kinde, dessen Geburt bevorstand, auf den wankenden Armen vor; und hinter diesen Bildern der

leidenden Unschuld verbarg sich die Hoffnung, die ihm gestern noch lächelte. — So verschwindet die Sonne, die uns eben so angenehm erquickte, plötzlich hinter düstern Wolken.

In einem kleinen, doch reinlichen Stübchen, ward de Noverre auf ein Ruhebette gelegt; ein alter Invalide, von der Garde Friedrich des Großen, ward ihm zur Bedienung gegeben; dieser, wie sehr er auch die Franzosen verwünschte, konnte doch keinen Helden und war dieser auch ein Feind, sehen ohne für ihn von Hochachtung durchdrungen zu seyn.

„Willkommen gnädiger Herr Kapitain!" sagte der Alte, indem er die blautuchene Dienst-Mütze mit dem rothen Streife vom greisen Haupte nahm und mit steifem Körper und dem hölzernen Bein eine possierliche Beugung machte, die um so lustiger war, weil der Alte dabei eine Haltung annahm, als wären die weißen baumwollenen Schnuren auf seiner Achsel von Silber und das runde Käppchen Tuch mit dem silbernen Säbel auf seiner linken Brust, das Großkreuz irgend eines oder des andern Fürstlichen Ordens; während er auf Antwort wartete, strich er sich den Schnurrbart glatt und blieb dann mit zurückgeworfenem Kopfe, steif und stolz vor dem Ruhebett stehen.

„Beklagt mich lieber alter Spötter! daß ich

diesen Feldzug lebend überstanden und wie die Maus in die Falle gegangen bin," antwortete de Noverre spöttisch lächelnd.

„Ich fühle wohl das Unangenehme Ihrer Lage," — fuhr der Alte fort; „doch das ist so der Lauf des Krieges. Hören Sie, gnädiger Herr Kapitain im Kriege da giebt es viele böse Wechselfälle; wenn man aus dem Garnisonplatz ins Feld rückt, dann muß man schon den Tod, ein hölzernes Bein, eine lange Kriegsgefangenschaft oder was alles noch mehr vor Augen haben; kommt man dann mit heiler Haut davon, so hat man nichts dagegen; bei jedem Geschäft muß man immer die Dornen vor Augen haben, kommen uns dann Rosen entgegen, wie hier zum Beispiel, eine reiche Beute, ein hoher Rang, eine liebe Dirne, oder ein Ritterkreuz, so erquickt uns dies noch einmal so viel, als wenn wir uns einbildeten in eine goldene Welt einzugehen und diese dann öfters eine eiserne ist."

„Ihr sprecht wie ein Buch, Herr Korporal!" sagte de Noverre, der an dem Geschwätz des Alten Vergnügen und bei seinem Schmerz eine angenehme Zerstreuung darin fand. „Sagt mir, Ihr scheint aber auch nicht glücklich gedient zu haben; ein graues Haar, ein hölzernes Bein einen steifen Arm und doch erst Korporal, das, mein

ich, kann man auch nicht mit Sturmschritten avanciren nennen."

„Potztausend! Euer Gnaden! Es ging bei unserm alten Fritz nicht so, wie in Ihrer Republik, wo man in zwei Sätzen von der Muskete in den General-Stab springt; bei uns mußte man lang und tapfer dienen, ehe man einen Rang bekam. Ich bin ein Soldatenkind; in der Wiege schon knaupelte ich an dem Komisbrode; als Leckerbissen gab mir mein Vater manchmal ein wenig Quark aus dem Topfe darauf, und mein einziges Spielzeug, das mir gegönnt wurde, war dann und wann der Säbel meines Vaters, wenn ich das Pferde-Zeug nach seinem Sinn geputzt hatte. So wuchs ich auf wie die Brennessel in der Wildniß; von den Buchstaben des Alphabets konnte ich mir keine Vorstellung machen; man lehrte mich weder lesen noch schreiben; ich wußte kaum, daß es noch andere Menschen in der Welt gäbe, als Soldaten und liebte auch nichts Anderes, als diese. Die Soldaten-Welt war ganz die meine, ich kannte es nicht besser, als jeder gute Mensch müßte eine Uniform tragen und ich war nicht glücklicher, als ich das erste Mal das Exercitium lernen mußte. Ein Stockschlag vom Exerciermeister war mir beinahe eben so willkommen, als ein Kuß von meiner Mutter, so sehr liebte ich den Stand, in dem

ich geboren war. Natürlich gnädiger Herr Kapitain! natürlich! — der Eisbär liebt sein Eis auch mehr als den warmen Stall in einem Rosengarten unter schwüler Atmosphäre."

Als ich etwas älter wurde, gab mir der Lieutnant von meines Vaters Kompagnie die Abentheuer des Ritters Don Quixotte zum Geschenke; der schöne Kupferstich von seinem Gefecht gegen die Windmühle machte in mir die Lust rege, zu wissen, was in dem Buche stände. Ich lag unsern Trompeter so lange an den Ohren, bis er mich lesen lehrte; dies gieng glücklich, und nun war kein Buch so dick und so alt, als das es nicht die vortrefflichste Nahrung für meine Lesewuth abgegeben hätte, wenn es nur darinnen vom Krieg handelte. Hagel und Sturmwetter! ich war nicht lieber, als mit Alexander in Asien, mit dem Zar Peter an den Ufern des Don und mit dem heiligen Ludwig in Palästina.

In meiner Einbildung habe ich mehrmals zu den drei hundert Spartanern gehört, die dem Sohn von Anaxandrites (Leonidas) nach den Termopylen folgten, um Xerxes den Durchzug durch Griechenland zu verwehren. Ich stritt dann an der Seite dieses großen Spartaners und bin dann wohl an seiner Seite um's Leben gekommen; denn,

mein Gott, gnädiger Herr Kapitän! ich besitze einmal so eine feurige Einbildungskraft.

„Bravo, das läßt sich hören! Ihr scheint mir ein tapfrer Soldat zu seyn!" sagte de Noverre und ihm einen Louisd'or in die Hand drückend, fuhr er fort, „hier ist ein Trinkgeld, lediglich eine Flasche für die Seelenruhe Eurer großen Spartaner."

Der Korporal Stock verneigte sich und wollte sich mit dem „ich danke unterthänig, gnädiger Herr Kapitain!" entfernen, doch de Noverre, den die spaßhafte Erzählungsweise des Alten vergnügte, ersuchte ihn, in seiner Lebensgeschichte fortzufahren.

„Von Herzen gern, gnädiger Herr Kapitain!" entgegnete der Alte in einer Art von Entzücken, aus dem man sehen konnte, daß er vor Verlangen brannte, seine Heldenthaten zum Besten zu geben.

„Vergönnen Sie mir jedoch," fuhr er fort, „daß ich mich erst zum Appel begebe, denn, Donner und Hagel, wenn ich dort fehlte, lägen die Spießruthen für mich bereit."

„Ja," erwiederte der Kapitain, „ein Soldat muß seine Pflicht kennen und darf diese nicht versäumen; ich erwarte Euch, alter Freund! bald wieder hier, Eure Erzählung vergnügt mich; Euer

Eifer, Euer Feuer, womit Ihr sprecht, ist das eines Jünglings, nicht das eines Veteranen."

Nun griff Stock mit der Hand zum Gruß an die Dienstmütze und ging mit einer Manier ab als wär' er ein Bataillons-Commandant, der die Ordres zu einem Mannöver sich vom kommandirenden General geholt hätte.

De Noverre, müde von dem Gehörten und einigermaßen Schmerzen an seinen Wunden fühlend, legte sich auf das Kissen nieder und gab sich ganz dem Nachdenken hin, um ein Mittel und Weg zu ersinnen, auf welchem er Elisabeth am besten von seiner Lage unterrichten könne.

Zehntes Kapitel.

Das Gepolter, das durch Stocks hölzernes Bein auf der Hausflur verursacht wurde, weckte de Noverre aus einem leichten Schlummer, in den er gefallen war. Korporal Stock kündigte ihm die Ankunft des Wundarztes an. Der zweite Verband ward angelegt; das Hüftbein, obwohl sehr zersplittert und schmerzhaft, kam dem Wundarzt doch weniger bedenklich vor, als die Wunde in

der Brust, von der sich die Blutung mehr einen Ausweg nach Innen als nach Außen zu suchen schien, was stets sehr gefährlich ist. Der edle Stock erbot sich, durch Saugen an der Wunde dem Blute einen andern Weg zu geben; de Noverre konnte, als er diesen Edelmuth eines Feindes seines Vaterland hörte, seine Empfindung nicht verbergen und, wie sehr auch der Arzt das Anerbieten als überflüssig betrachtete, so drückte er doch dem greisen Krieger die Hand, indem er sagte: „Ihr seyd ein braver Mann; Euer Herz, obschon in dem Gewühl des Militär-Standes alt geworden, hat doch seine gefühlvolle Seite auf den Schlachtfeldern nicht verloren; dies ist ein Beweis, daß es auf dem rechten Platze ist."

„Was Henker!" erwiederte Stock, „wer sollte nicht einem Hilfslosen, Unglücklichen mit Gut und Blut beistehen; als ich mein Bein verlor und bei den Franzosen gefangen war, schien es mir, als wenn ein Engel von Gott gesandt zu mir träte, in jenem Augenblick als mich ein feindlicher Soldat von dem Boden aufhob, mich auf eine Bahre legte und nach dem Lazareth schaffte; ich hätte den Mann küssen mögen. Ich weiß, was es zu sagen hat, wenn man sich krank und verwundet in Feindes Händen befindet; man muß das Unglück selbst gehabt haben, um menschenfreundlich

zu seyn. Sehen Sie, mein gnädiger Herr! ich kenne Sie nicht, ich verachte Ihre Nation, die sich mit dem Blute seines Fürsten befleckt und mein Vaterland verhöhnt hat; allein sollte ich diesen Hohn an einem Individuum rächen, daß vielleicht an allen diesen Cormagnolen-Streichen unschuldig ist. Nein! das wäre unchristlich, ich werde Ihnen helfen, wie und wo ich kann; Sie sind mein Feind und Freund zugleich; Ihr Unglück und Ihre Tapferkeit geben Ihnen Anspruch auf die Freundschaft von Christoph Stock, alten Korporal der Leibgarde Seiner Majestät Friedrich II. von Preußen, glorreichen Andenkens. Friede seiner Asche!" indem er dies sprach, entblößte er sein Haupt und wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

„Ich danke Euch, guter Stock! ich danke Euch, ich hoffe, Euch einmal vergelten zu können. Doch Eure Lebensgeschichte: wie stehts damit? Fahrt darin fort, Ihr sprecht zu gut, als daß man Euch nicht mit Aufmerksamkeit zuhören sollte."

„Potztausend, gnädiger Herr Kapitain! das läßt sich hören. Ich bin ein Erzschwätzer; wenn meine Zunge ein Mühlenflügel wäre, so würde ich wünschen, daß stets ein steifer Wind wehte: ich kann Ihnen auf meine Ehre versichern, daß ich, als ich ein Krüpel, aus dem activen Dienst zu den Invaliden übergehen mußte, mir nur ein

Weib genommen habe, um allezeit jemand bei mir zu haben, der mich anhörte, wenn ich schwatzen wollte, oder mich pflegte, wenn ich krank würde."

„Und die Liebe, guter Stock! die Liebe, war die eine Null, bei der Wahl Eures Herzens."

„Eine Null ohne einigen Werth, wer kennte im sechzigsten Jahre noch die Liebe? Die Grillen der Herzen laß ich meinen Enkeln über."

„He Stock! Habt Ihr Kinder?

„Ich glaube, ja, gnädiger Herr! zum wenigsten hatte ich in jeder Garnison eine Geliebte; und wenn man jung und fröhlig und verliebt und Soldat ist, so wissen Sie wohl, wie es zu gehen pflegt; der Schooß meiner Frau war indessen nicht gesegnet; nu sie war über die fünfzig hinaus, als ich sie heirathete."

„So Bürschchen! Nun ich weiß, wie es mit Euern Kindern steht, fahrt nur fort in Eurer Erzählung, um die ich Euch bat."

„Nun, gnädiger Herr Kapitain! ich glaube, ich war bei der Zeit stehen geblieben, wo ich lesen lernte."

„Just, wo Ihr Peter, Ludwig, Leonidas und Alexander folgtet."

„Ja, ja, in meiner Einbildung, in meiner Einbildung; Euer Gnaden verstehen mich schon."

„Ja Stock! in den Idealen Eurer Heldenseele, denn in Person war dies allerdings nicht möglich.“

„Wie, gnädiger Herr, und hätte ich auch Methusalems und Nestors Alter in mir vereinigt, so würde ich doch in meiner Zeitrechnung einen Anachronismus begehen.

De Noverre lachte recht herzlich über die launige und dabei verständige Sprechart des alten Fuchses, der mit den Jahren wohl die Haare aber nicht die Schelmereien abgelegt hatte; denn während er sich so munter und kurzweilig zeigte, sah er so schelmisch aus den graugrünen Augen und verzog seine richtige Bourbons-Nase dazu, daß man es ihm ansehen konnte, wie er sich anstrengte, recht artig zu seyn.

„Nun soll ich die Geschichte weiter hören? fragte de Noverre mit launiger Ungeduld, über die Stock freundlich lächelte.“

„Ja gnädiger Herr Kapitain! als ich lesen konnte und dann sowohl bei Nacht als zu Zeiten auch bei Tage, sowohl alt als neu und dies und jenes durchstudiert hatte, wurde ich Soldat bei einem Preußischen Grenadier-Regiment; nachdem ich zwei Jahre bei demselben gestanden hatte, ging ich in ein Dragoner-Regiment über, von dem ich noch die Uniform mit den Schnuren, als Kleid

der Phantasie, trage; bei diesem diente ich so lange, bis der große Friedrich mir die Ehre erwies, mich bei einem Garde-Grenadier-Regiment zu placiren. Nun war ich wie der König so reich, ich folgte ihm bei seinen Siegen in Ober- und Nieder-Schlesien und in der Grafschaft Glatz; in der Schlacht von Hohenfriedberg stand ich keine zehn Schritte von ihm und am 15. December 1745, als er den Sachsen bei Kesselsdorf einen tüchtigen Schlag gab, hatte ich die Ehre, ihm den Hut aufzuheben, der ihm beim Hinaufsprengen auf einem Hügel vom königlichen Haupte gefallen war. Seine Majestät schenkte mir seine Geldbörse und bedankte sich mit den Worten: „ich danke Dir mein Sohn!"

„Anno 1756 hatte ich die Ehre das Sächsische Lager bei Pirna helfen gefangen zu nehmen. Hier begann der berühmte siebenjährige Krieg, den er mit England, Hannover, Braunschweig und Hessen gegen Oestreich, Frankreich, Rußland, Schweden und das deutsche Reich führte, der ihn mit Ruhm bedeckte und der den Frieden von Hubertusburg 1763 zur Folge hatte. Auch in dem Bairischen Erbfolgekrieg mußte ich das Glück haben, von ihm kommandirt zu werden und, es war als sei ich vom Himmel bestimmt, um allen wichtigen Ereignissen in der Geschichte dieses Helden

der Helden beizuwohnen, als er in der Nacht vom 16. zum 17. August 1786 verschied um in den Himmel einzugehen, stand ich vor dem großen Thor zu Sanssouci Schildwacht. (Hier wischte sich Stock eine Thräne aus dem Auge.) Nun hatte der Preußische Dienst für mich seinen Werth verloren; ich nahm meinen Abschied und ging auf Anrathen eines Anverwandten in Oestreich'sche Dienste; — hier wurde ich Korporal; stritt unter dem General Clairfait gegen Pichegru, verlor ein Bein, wurde kriegsgefangen, bekam indessen bald meine Freiheit und wurde nun bei den Invaliden placirt. Zur guten Letzt mußte ich, nach meiner Herstellung, dem Feld-Hospitale folgen, um das Glück zu genießen, Euer Gnaden hier versorgen zu können.

Als Stock geendigt hatte, reichte de Noverre ihm die Hand: Ihr habt, wie es scheint; Euch tapfer und gut betragen. Euer Schicksal flößt mir Hochachtung für Euch ein und es thut mir nach Eurer Erzählung nur leid, daß die Schnuren auf Eurer Achsel nicht von Silber sind und das runde Blättchen auf Eurer Brust kein Ritterkreuz ist. Euer hölzernes Bein macht Euch angenehmer in meinem Auge, das gern auf den Zeichen der Tapferkeit ruht, und die Thräne in Eurem Auge verbürgt mir die Liebe für Fürst und Vaterland, die unter dem groben Korporals-Rock

verborgen ist. Braver Soldat! wie glücklich ist der Monarch der solche Männer unter seiner Leibwache zählt. Wäre der unglückliche Ludwig so bedient gewesen, als Ihr Eurem Fürst gedient habt, würde er entweder noch auf dem Throne sitzen oder doch in der Gruft seiner Ahnen ruhn. Denkt nicht, daß ich Antheil genommen habe, an den Blutscenen meines Vaterlands. Nein! diese entehrenden Gräuel haben mich nur mit Jammer erfüllt; nicht der Ruf der Schreckensherrschaft sondern nur der des Vaterlands trieb mich an, die Waffen zu ergreifen; Ihr werdet dies mir um so mehr glauben, wenn ich Euch sage, daß mein Vater, als Opfer seiner Anhänglichkeit an die Krone der Lilien, gefallen ist. Reicht mir die Hand der Freundschaft alter Sohn des Mars und versprecht mir, wenn es Euch möglich ist, mir einen für mich wichtigen Dienst zu thun. —

„Ich will Euch etwas auftragen, was für mich von großem Werth ist; würde ich mit Gottes Hülfe vom Krankenlager erstehen, will ich es Euch reichlich lohnen und Euch gleich einem Vater lieben. Guter Stock! Wollt Ihr mir behülflich seyn?"

„Sprechen Sie leise, Herr Kapitain! in diesem Hause hat jedes Möbel Ohren und selbst die Mäuse scheinen hier die Geheimnisse auszuplaudern; ich werde Ihnen helfen, wenn ich Ihnen

nur mit meiner Ehre kein Opfer zu bringen habe; sprechen Sie nicht eher, bis ich mich überzeugt habe, daß wir weder durch's Schlüsselloch noch im Nebenzimmer belauscht werden."

Und nun stand der alte Veteran auf und spürte, indem ihm de Noverre freundlich nachsah, jeden Winkel aus, wo man fürchten mußte, behorcht zu werden.

Eilftes Kapitel.

„Ich habe den Feind recognoscirt, er steht in einer ehrerbietigen Ferne von unserer Linie," sagte der Alte, indem er in das Zimmer trat, „ich habe meine Frau als verlorne Post auf die Hausflur postirt, damit wir nicht überfallen werden können. Sprecht nun mein gnädiger Herr Kapitain! wenn ich helfen kann, ist Korporal Stock zu Ihren Diensten.

„Mein Herz," so begann de Noverre, „fühlt nach einem theuren Gegenstande Verlangen; ich liebe ein deutsches Mädchen in T..., ihr Name ist Elisabeth Müller; es würde mir ein großer Trost seyn, diese an meinem Lager zu sehen. Euch

trage ich die Sorge auf, mir dieses Vergnügen zu verschaffen; ich bitte Euch, bringt mir Schreibegeräthe; ich werde Euch dann einen Brief zustellen, den Ihr auf die Post zu besorgen habt. Nun wird in wenigen Tagen meine Braut in den Kleidern eines Bauernmädchens erscheinen. Dieses werdet Ihr für eine Verwandte ausgeben und mich durch sie verpflegen lassen. Ach guter Stock! dadurch werdet Ihr Anspruch auf meine innigste Freundschaft erlangen."

„Fiat!" — sagte Stock — „eine Kriegslist zum Behuf der Liebe ist kein Verbrechen; ich stimme in Allem bei. Doch laßt Vorsicht und ruhiges Ueberlegen unser Feldgeschrei seyn. Sie sollen schreiben, doch nicht eher, als nach Mitternacht, wenn Alles, außer der Freundschaft und Liebe, schläft."

De Noverre drückte seinem alten Freund die Hand, indem er ausrief: „Braver Mann! ich werde Euch, so lang ich lebe, dankbar seyn!"

Stock verließ das Zimmer; seine Geschäfte riefen ihn ab, und de Noverre, von einem leichten Fieber befallen, hüllte sich in seine Decke.

Die Glocke schlug halb ein Uhr nach Mitternacht; de Noverre erwachte aus einem schrecklichen Traum, als die Zimmerthür leise geöffnet wurde und der Veteran in einer Hand die La-

terne, in der anderen die Schreibgeräthe, hereintrat.

„Sehen Sie da, gnädiger Herr Kapitain! die alte Feldratte ist marodiren gewesen und bringt Ihnen das Nöthige, um Bülletins und Depeschen in Bereitschaft zu setzen. Schreiben Sie nun, was Ihnen **Cupido** in die Feder dictiret. Hier ist Licht und da haben Sie Federn, Tinte und Papier. Möge Gott Ihr Vornehmen segnen; ich werde nun, bis Sie fertig sind, in dem Lehnstuhl mit Morpheus mich unterhalten. Ist auch das Juchtenleder dieses alten Dieners menschlicher Ermüdung nicht eben das zarteste, so soll mich das doch nicht kümmern, ich werde mir einbilden, ich läge im Zelte meines Obristen auf dem Erdboden; Gute Nacht!" und in wenig Minuten schlief der Alte so fest, als läge er im weichsten Federbett.

De Noverre seine Gedanken sammelnd schrieb dann:

„Der Mensch denkt und Gott lenkt! So hatte ich gehofft, Dir, theuere Elisabeth! Nachricht von einem Siege oder dem geschlossenen Frieden geben zu können und muß nun einen ganz andern Ton anstimmen. Doch beunruhige Dich über diesen Anfang nicht. Wahr ist es, ich habe Dir eine

traurige, aber Gott sey Dank, keine hoffnungslose Nachricht zu geben; — ich bin verwundet. Eine unglückliche Oestreichische, Kugel auf der, wenn man an Schickung glauben darf, mein Name stand, hat mich an der Hüfte, eine andere, glücklicher Weise von kleinerem Kaliber, in der Brust verwundet; wenn ich aber dem Wundarzt, der es doch besser als ich verstehen muß, glauben darf, so bin ich außer Lebensgefahr, doch was für mich peinlicher ist als die Wunden, ich befinde mich als Kriegsgefangener in dem Oestreichischen Feldhospital zu S....

„Ueberall auf der Welt, selbst unter unsern sogenannten Feinden, findet man doch gute Menschen, meine geliebte Elisabeth! Ein alter braver Invalide, der mich wie seinen Sohn liebt, und wartet und pflegt, wie seine Geliebte ist mir vom Himmel gesandt worden; dies aber zeigt mir auf's neue, daß jeder Unfall, der uns trifft, stets auch ein Gegengewicht mit sich führt, das uns die Hand des höchsten Wesens so deutlich beweist, daß man ein Gottesläugner seyn müßte, wollte man dies nicht einsehen, und sich nicht dankbar der Weisheit des Höchsten vertrauen."

„So sehr ich auch diesen Ansichten folge, so getrost ich auch bin, indem ich auf eine baldige Wiederherstellung und einen noch schnelleren Frie-

den hoffe, so gut ich auch bedient werde und so viel des Lobes und Dankens in meinem Unglück ich auch haben mag, — so entbehre ich doch noch viel; Du weißt ja, meine liebe Elisabeth! wie viel der körperlichen und geistigen Bedürfnisse der Mensch hat, wenn er ganz befriedigt seyn soll. Das erste und größte meiner Bedürfnisse ist: Dich, Theure, zu sehen, zu umarmen und Dir auf's neue und wiederholt zu versichern, daß ich Dich liebe und bis zum Tod lieben werde. Um dieses Wunsches Befriedigung zu erlangen, habe ich eine List ersonnen, da sonst Niemand, sey es Freund oder Feind, sich den kranken Kriegsgefangenen nahen darf, als die Aufwärter und deren Hausgenossen. Mein Wärter ist, wie ich Dir schon sagte, der bravste Mann. Kleide Dich nun, mit Hülfe Deiner Mutter, die ich herrlich grüße, als Bäuerinn, gewiß niedlich wirst Du in dieser Kleidung sehn — nimm einen Wagen und komme, wenn es Deine Gesundheit erlaubt, nach unserm Dörfchen. Verlaß vor dem Dorf das Fuhrwerk, geh' ungescheut nach dem Lazareth, frage dort nach Christoph Stock, gieb' Dich als sein Schwester-Kind zu erkennen und dieser wird Dich dann in die Arme dessen führen, der nach Deiner Ankunft aufleben wird, wie die Blumen nach dem Regen.

Komm bald, liebe herrliche Elisabeth! Du

bringst für mich einen Balsam mit, wie ihn keine Apotheke besitzen kann. Es ist nicht genug, daß mein Körper verbunden wird, auch die Seele eines treuen Liebhabers hat eines Verbandes nöthig, damit nicht der kalte Brand in die Herzenswunde komme und der Kranke elend sterbe.

Ich zweifle nicht daran, daß Dich Deine Eltern bis hierher begleiten werden und ich verspreche Dir und ihnen, daß sie Dich bald wieder sehen sollen. Was ich von Dir fordere, streitet nicht so sehr gegen die Ehrbarkeit, als wie es wohl den Schein hat; es ist allerdings ein Opfer, was ich von Deinen Eltern, was ich von Dir, Theure, fordere, doch wird sich dies wohl durch die Umstände rechtfertigen lassen. Stelle Deiner Mutter die Sache vor und wenn Deine Liebkosungen Dir Erhöhung verschaffen, dann drücke ihr, nicht allein für Dich sondern auch für mich einige Dutzend Küsse auf den Mund. Ich gebe Dir volle Macht, der Mutter in meinem Namen alles zu sagen, was Du zur Vollführung des Planes für nöthig findest, um ihre Zustimmung zu erlangen. Dein Vater wird gewiß weniger Schwierigkeiten entgegenstellen; der Mann denkt freier in solchen Punkten. Lebe wohl, liebe Braut! Mir ist heute wohler; ich werde schlafen, von Dir träumen und mir denken, Du säßest an meinem Bett und reichtest mir

die Arzneien. Lebe glücklich und eile in die Arme Deines treuen

Heinrich de Noverre."

„Potz=tausend! Schildwacht! Schlaft Ihr auf dem Posten! Da steht die Kugel darauf!" rief de Noverre, um Stock aufzuwecken, der sich gähnend dehnte, die Augen rieb, die Laterne nahm, den Brief in die Tasche steckte und unter einem! „Gute Nacht, gnädiger Herr Kapitain! Halb ist die Kriegs=list gelungen!" davon ging.

Zwölftes Kapitel.

Das Fieber erneuerte sich; de Noverre war abgemattet und brachte eine sehr unruhige Nacht zu; schreckende Bilder zogen an seinem Geiste vor=über; die Fieberhitze wirkte dazu mächtig bei und eine fliegende Hitze überzog sein Gesicht und sei=nen Körper. Träg und langsam schlichen die Stunden dahin; eine tödtliche Stille, nur unter=brochen durch das Jammern einiger der naheliegenden Verwundeten, erhöhte die Beklemmung des schlaflosen Kranken. De Noverre wünschte

sich Glück, als er die ersten Strahlen des jungen Tags heraus dämmern sah, denn es ist unbestreitbar, daß der Tag eben so viel Trost für den leidenden Menschen bringt, als die Nacht Niederdrückendes hat.

Es war acht Uhr, als der fröhliche Stock mit dem Arzte ins Zimmer trat. De Noverre lächelte schmerzlich: beide Eingetretene waren über die Veränderung erstaunt, die in wenigen Stunden mit dem Äußeren des Kranken vorgegangen war und sich besonders auf seinem Gesicht ausdrückte. Matt war das gestern noch strahlende Auge, ausgelöscht gleich der früher hell emporlodernden Flamme, von der später nur noch wenige Funken zu finden sind. Sein Gesicht schien aus Cararischem Marmor gehauen und viel eher dem Kopf eines Gestorbenen, als eines Lebenden anzugehören, kraftlos hing sein Haupt auf den Stuhl nieder; seine Hände schienen ihre Beweglichkeit verloren zu haben; es war als hätte das grimmige Fieber alle Organe aus ihren Angeln gerissen, so war alles gelähmt, und man mußte glauben, daß des Leidenden Sterbestunde nahe sey. Tief betroffen nahte sich Stock dem Leidenden. „Wie geht es Herr Kapitain?" frug er voll innigen Mitleiden.

„Schlecht, sehr schlecht, mein lieber Stock! Das Fieber hat meine ganze Leibwache von Kräften

jämmerlich aus dem Felde geschlagen; es liegt mir eine Welt auf dem Herzen; Alles drückt, Alles hindert mich; meine Beine sind schwer wie Blei, meine Hände kraftlos und mein Kopf gleicht einem Mohnkopf an dem der Stiel geknickt ist, so sehr sind meine Halsmuskeln abgespannt."

„Nicht den Muth verloren, Herr Kapitain!" sagte der Arzt. Sie kennen das Sprichwort: Wer den Muth verliert, ist halb überwunden. Machen Sie sich nicht Angst. Ich hoffe, daß noch keine Gefahr vorhanden ist, wir wollen erst die Wunden untersuchen. Der Tod ist nicht wie die Zeit, er kann nicht fliegen und soll hoffentlich so schnell noch nicht kommen. Ich bitte Sie, bleiben Sie so ruhig wie Sie früher waren."

„Ich habe den Tod nie gefürchtet, Herr Doktor," antwortete de Noverre als man den Verband von seiner Brust nahm, „und ihm schon in mancher Schlacht in's Auge geschaut; nur wer sich eine falsche Vorstellung vom Tode macht, kann ihn fürchten. Ich betrachte ihn, wie einen ruhigen Schlaf nach einem ermüdenden Tagemarsch. Doch wohl giebt es Umstände, wo das Leben mehr Werth für uns erhält. Wenn man theuere Verpflichtungen zurücklassen muß, dann grinst der bleiche Mann auf der schwarzen Bahre uns gräßlicher an. Das Herz, in dem die Verpflichtungen

leben, klopft dann wohl zu stark, um nicht vor dem düsteren Grab zurückzubeben. Würde uns unser Glaube kein Wiedersehen nach dem Tode versprechen, so müßte unsere Angst wohl zur Verzweiflung steigen."

„Die Wunde Ihrer Brust steht gut, Herr Kapitain! Die Eiterung hat begonnen und verspricht eine baldige Heilung; in Hinsicht auf diese Wunde, kann ich Sie vollkommen beruhigen."

Gleich dem Grase, wenn, nach einem strengen Winter, es die ersten erwärmenden Strahlen des Frühlings bescheinen, erwachte die Hoffnung in dem jugendlichen Gemüth des Leidenden. Doch nur zu bald verwandelte sich die Freude in die größte Bestürzung, als Stock und der Arzt, bei der Abnahme des Verbandes von der Hüfte, beide vor Entsetzen zurückwichen, denn unverkennbar waren die Merkmale, daß der kalte Brand, mit der gewohnten Schnelle, zur Wunde getreten war. Der Arzt schwieg. Stock zitterte wie ein erschrockenes Kind. De Noverre erschrak nicht wenig über die Haltung der beiden Männer, doch sich schnell fassend, sagte er ruhig: „Verbergen Sie mir die Wahrheit nicht Doctor, es ist um mich geschehen; ich fühle, daß ich mehr und mehr schwächer werde, und die schwarzen Flecken an meiner Hüftwunde sind das Wort „Tod", darauf geschrie-

ben, von Dem, der es gern sehen wird, wenn ich nicht unvorbereitet überfallen werde."

„Sie waren," so begann der Arzt, „ein Held im feindlichen Feuer, Sie sind es auch auf dem Krankenlager. Ja, Ihre Wunde steht nicht vortheilhaft. Ich mag und will Sie nicht täuschen. Ich habe alles gethan, um dem Brande zuvorzukommen. Zweifeln Sie nicht an meinen guten Willen, doch dieser vermag so wenig; unsere Kunst hat auch ihre Gränzen und ist tausenden unüberwindlichen Zufällen unterworfen. Was sind denn die Bestrebungen des Menschen, wo Gottes Wille spricht, doch nichts als der Kampf eines kaum gebornen Kindes gegen den Arm des Vaters. Mit Hochachtung erfüllt mich Ihre Standhaftigkeit; ich habe der Kranken nicht viele gehabt, die mit gleicher Ruhe die Todesgefahr nahen sahen; Sie sind zu wacker, als daß Sie jetzt schon Ihrem Vaterlande entrissen werden sollten; Gott kann noch retten!"

„Eben wollte de Noverre antworten, als ein ungewöhnliches Geräusch in dem Gange sich hören ließ. Die Thür ging auf; ein Officier trat ein und meldete die Ankunft des Erzherzog Karl, der das Hospital in Augenschein nahm und sich in dem nächsten Saale befand.

Kurze Zeit darauf trat Se. Kaiserliche Hoheit

begleitet vom General Latour ein. Er grüßte mit gewohnter Freundlichkeit und zum Bett des Verwundeten tretend, frug er nach dessen Name, Rang und Wunden.

De Noverre gab ihm die nöthigen Antworten; dies schien Se. Kaiserlichen Hoheit sehr zu gefallen, er frug sehr herablassend, ob ihm vielleicht etwas gebräche und bot ihm selbst in der Folge seine Fürsprache bei dem Kaiser an.

„Kaiserliche Hoheit sind sehr gnädig," antwortete de Noverre," doch ich werde wohl bald nach jenem Lande ziehn, wo es keine Bedürfnisse mehr giebt; ich nehme das Andenken Ihres Edelmuths mit in das Grab. Da sich indessen eine so schöne Gelegenheit darbietet, so nehme ich Ew. Kaiserlichen Hoheit Gnade für den alten Invaliden in Anspruch. Ich werde mit wenigerem Schmerz sterben, wenn ich der Ueberzeugung leben darf, daß dem braven Soldaten einst ein besseres Loos zu Theil werden wird; er ist es würdig, daß er in Ruhe den Abend seines Lebens vollbringe." Stock verneigte sich.

„Wer seyd Ihr?" fragte der Erzherzog, sich zu Stock wendend.

„„Ew. Kaiserlichen Hoheit unterthänigster Diener, Christoph Stock.""

„Wie lange habt Ihr gedient?"

„„Vier und funfzig Jahre, Kaiserliche Hoheit.““

„Welchen Rang?“ „„Korporal““

„Welche Wunden?“

„„Einen Säbelhieb über den Kopf, einen Lanzenstich in die Lende und — hier hob' er sein hölzernes Bein auf — und ein Bein von eichenem Holz, statt des von Fleisch und Knochen.““

„Das hat ich nicht gesehen, Korporal“ sagte der Prinz, indem er Stock zwei Dukaten in die Hand drückte. Was ist Euer Begehren, sprecht!“

„Ich wünsche“ erwiederte Stock, „die Fürsprache Ew. Kaiserlichen Hoheit, daß mir der eben offene Posten eines ersten Gefangenwärters in dem großen Gefängniß zu D... gnädigst verliehen werden möchte.“

„Ich verspreche Euch meine Fürsprache,“ sagte der Erzherzog, befahl einem der nebenstehenden Officiere, den Namen und Wohnort Stocks aufzunehmen und entfernte sich, indem er die Anwesenden mit aller Freundlichkeit grüßte.

Dreizehntes Kapitel.

De Noverres Brief erfüllte Elisabeth mit tiefem Schmerz. So war denn ihre bange Ahnung, die sie empfand, als ihr Bräutigam sie von dem auf dem andern Tag festgesetzten Angriff des Feindes unterrichtet, nur zu sehr gegründet gewesen. Doch nicht Elisabeth allein, auch ihre Eltern, ja selbst die alte Dienstmagd, und alle die de Noverre gekannt hatten vergossen Thränen, als sie das Unglück hörten, welches den von allen geliebten Mann betroffen hatte. Die Theilnahme war so allgemein, daß die Besuche bei Müller nicht aufhörten, denn jeder wollte sich von den nähern Umständen unterrichten.

Vater Müller fand des Leidenden Verlangen so natürlich, daß er kein Wort dagegen einwandte und erbot sich nicht allein, Elisabeth bis an das Dorf zu bringen, sondern er wollte diese auch weiter begleiten, sich ebenfalls als Landmann kleiden und sich für Stocks Schwager ausgeben. Frau Müller hatte freilich einige Bedenken bei der Sache; sie fand zwar auch de Noverres Verlangen gar nicht unbillig, allein sie fürchtete die Gefahr

der Entdeckung, weil man die Verkleideten dann leicht als Spione betrachten und als solche strafen könne. Viel wurde für und gegen den Plan gesprochen, überlegt und erwogen, das Für und Wider reiflich bedacht, doch was auch der Verstand aufbringen mochte, wie sehr auch die Vorsicht abrieth, das Herz behielt die Oberhand und so ward die Reise beschlossen. Elisabeth war voll Muth; der Vater schien nichts zu fürchten und die Sache mehr als einen Spas als für eine ernsthafte Unternehmung zu betrachten, während Frau Müller unter Achselzucken und mit Kopfschütteln ihre Bedenklichkeiten aufzuzählen fortfuhr, doch, ohne den feurigen Wunsch ihres Mannes und ihrer Tochter entkräften zu können.

Passende Bauernkleidung waren bald für Müller und seine Tochter besorgt. Um kein Aufsehen zu erregen, beschloß man Abends mit Dunkelwerden abzureisen und während der Reise so viel als moglich Gasthöfe zu vermeiden. „Denn, — sagte die besorgte Mutter, — der Satan ist argwöhnisch und stets bereit, zu betrügen. Vertraut den Menschen nicht, vor allen nicht auf Reisen; denn in der jetzigen Zeit, wo überall Aufruhr gährt, giebt es viele Leute, die als Handwerker das Land durchreisen, in Wahrheit aber nur Verräther und stets bereit sind, Andere unglücklich zu machen

Seid fromm wie die Tauben, doch vorsichtig wie die Schlangen. Bedenkt, daß die Vorsicht die Mutter der Sicherheit, die Tochter der Weisheit und die Freundin der Rede ist!"

Frau Müller hatte sich selbst zu einem Landmanne begeben und von ihm für ihren Mann und Elisabeth sich Kleider auf einige Tage unter dem Vorwande geliehen, daß diese zu einer Maskerade benutzt werden sollten, die in einer benachbarten Stadt gehalten würde.

Elisabeth sah in Wahrheit höchst liebenswürdig in der ländlichen Kleidung aus; der blaugraue Rock, mit dem Besatz von schwarzem Sammt, der in reichen Falten um ihre Hüften wallte, stand recht mahlerisch schön zu dem Jäckchen von schwarzem Manchester. Ueber dem blauen Latz, der den wogenden Busen umschloß, kreutzten silberne Kettchen und aus der schwarzen Spitze, die an dem schwarzen Sammt-Häubchen genäht war, leuchteten die blonden Haare gleich der Sichel des Mondes aus dunkler Wolke hervor.

Auch Vater Müller nahm sich als Landmann nicht übel aus; er war ganz der wohlhabende Bauer, voller Gesundheit und Kräfte, der voll frohen Muthes zu Markte fährt.

Die Zeit floh nicht schneller als früher, wo der Genuß der Liebe sie mit Rosen-Geißeln ver-

jagte. Nur Elisabeth erschien sie, wie ein Greis auf Krücken und langsam als ihr Verdruß, dahin zu schleichen, während ihr Verlangen nach dem geliebten Mann, derselben vorauseilte und sie diese so gern mit sich fortgerissen hätte.

Die folgende Nacht sollte die Reise angetreten werden und Elisabeth zählte bereits die Stunde, die noch verrinnen mußte, ehe die schlug, die zur Abreise bestimmt war. Die Eßlust verging ihr, der Schlaf floh sie; ihr einziger Gedanke war die Reise; nie hat ein Kind wohl mehr nach seinem geliebten Spielzeug verlangt, als Elisabeth nach dem Wiedersehn ihres Geliebten.

Vierzehntes Kapitel.

Unter schwermüthigen Gedanken verlebte de Noverre den Tag, an dem er die traurige Gewißheit eines nahen Todes erhalten hatte.

Stock verließ das Krankenbett nicht, doch still und im Nachdenken verloren, saß er im alten Lehnstuhl, der in der Ecke des Zimmers stand und vergaß zuweilen sich und den Leidenden. Der Kranke war sehr unruhig; er fühlte sein nahes

6*

Ende und seine jugendliche Natur schien mit dem eisernen Arm des Todes den letzten Kampf zu beginnen, um nicht als Zaghafter das Feld des Lebens zu räumen. Das Bild der Hoffnung lebte nicht mehr in seinem Herzen, es war erloschen, doch höher oben, zwischen den flimmernden Sternen hindurch, schimmerte ihm das Himmelblau einstimmiger Freude an den Pforten der Ewigkeit entgegen und Ruhe zog in sein Gemüth ein. Denn begann nicht droben auf's neue das Leben, das hier sich endigte, um nie mehr zu endigen; wohnte nicht dort sein Gott, dem er stets vertraut hatte; sollte er nicht dort den Schatz finden, der ihm auf Erden nicht zu Theil werden konnte? Ja droben durfte er einst hoffen, seine Elisabeth, jung und schön, wie er sie hier verlassen, wiederzusehen, um nie wieder von ihr getrennt zu werden.

Mit solchen beseeligenden Gedanken schlummerte er ein, dann nachdem der kalte Brand sich gesetzt hatte, war der Schmerz von seinem Körper gewichen und hinderte ihn nicht mehr am Schlafen. Er lag jetzt so ruhig als das Kind in der Wiege und es schien als wollte er die wirkende Natur nur ungestört walten lassen, um seinen Körper zur anderen Bestimmung vorzubereiten. Es war Mitternacht, als er erwachte, um später den langen Todtesschlaf zu beginnen;

er schien vertraut mit dem Grabe und das Leben zu verachten; denn Stock in die verweinten Augen schauend und ihm lächelnd die Hand drückend, sagte er: „Weine nicht mehr, mein Freund!" Sterben ist nichts! Und dann fuhr er mit den Worten eines Dichters seines Vaterlands fort:

„Wer des Lebens Elend kennt,
Dem wird das Sterben nicht schwer."

„Behauptet Euern Muth, alter Stock! der allgemeine Feind des Fleisches wird mich vor Euren Augen wohl gefangen nehmen und mich tief in's Herz verwunden, doch wenn Ihr bald mit Thränen in den Augen, die Hand voll Staub auf dem Todtenbette liegen seht, dann trocknet Eure Thränen und denkt: „er ist als ein Phönix aus der Asche erstiegen, um nicht mehr zu sterben; die Natur mußte ihr Recht, der Tod seine Beute, die Erde ihr Theil haben; doch während sie alle befriedigt wurden, nahm der Schöpfer auch das Seine zurück; denn er hat uns verheissen, daß alle die an ihn glaubten, leben sollen, wären sie auch gestorben; und meine Seele hat ihn nie verläugnet."

Hier perlte in den Augen des Sterbenden eine Thräne; flehend richtete er den Blick nach Oben als suche er den Ort, wo er nun leben sollte.

„Wie viel Uhr ist es Stock?“ frug er nach einigen Augenblicken stillen Nachdenkens.“

„Ueber zwölf, gnädiger Herr Kapitain!“

„Ach, Freund Stock, laßt das Gnädige weg,“ sagte de Noverre, „mein Rang in der Welt hat aufgehört, ich bin ein Sünder und nichts mehr, kein Marschallsstab, kein Ordensband kann mich mehr reizen, seht in mir nur den Sohn der Erde, der halb schon zu seiner Mutter zurückgekehrt ist und alle Ehrsucht bereits ablegte. — Bereits Mitternacht und noch ist sie nicht hier, nach meiner Rechnung, Stock, müßte Elisabeth schon angekommen seyn. Vielleicht, daß ein Unfall. . . .“

„Kümmern Sie sich nicht guter Herr, sie reist mit Gott, und wen Gott beschützt, der ist wohl bewahrt, das hab' ich schon manchmal bewährt gefunden, wenn die Vierundzwanziger und Achtundvierziger mir um die Ohren sauseten als sängen sie mein Todeslied. Ich blieb dennoch stehen und oft wenn der Tod aus seinen metallenen Schlünden zu brüllen aufgehört hatte, sank ich auf dem Schlachtfeld auf die Knie und dankte meinem Schöpfer auf's Neue für das neue Leben.“

„Da thatet Ihr wohl daran Stock! Ein guter Held muß eben auch ein guter Christ seyn. Ist es nicht so, dann befleckt sein Unglaube seine Tapferkeit und was er auf der einen Seite ge-

winnt, verliert er auf der anderen. Der Stern, der wegen seiner Tapferkeit auf der Brust flimmert, wird verdunkelt durch die Wolke seines Unglaubens. Unglaube und wahre Größe können nie zusammen bestehn."

„Recht so Herr Kapitain! so denk ich auch darüber. Ein Gotteslaugner kann wohl ein großer Mann scheinen, aber nie seyn. Religion ist die wahre Triebfeder der Tugend und Seelengröße."

„Euer Glaube, guter Alter! ist der rechte," fuhr de Noverre mit schwacher Stimme fort; „betet für mich, das Gebet eines braven Greisen kann keine schlechte Empfehlung bei Gott seyn. Die Sprache eines schlichten Herzens ist Oben sicher angenehm, denn je kunstloser das Gebet ist, desto mehr Zeichen der Aufrichtigkeit trägt es an sich. Ihr habt mich im Leben geliebt. Ihr pflegtet mich als wie einen Sohn — ach empfehlt mich als solchen dem Himmel an — das Flehen eines Vaters wird selten unerhört bleiben bei unsrem Allvater."

Der Greis entblößte sein Haupt, sank auf die Knie nieder, faltete die Hände und sprach ein treffliches Gebet, das de Noverre mit Andacht anhörte und das nicht wenig zur Ruhe seines Herzens in den gewichtigen Augenblicken beitrug. Der

fromme Mann dankte Gott für die Wohlthaten, die der Leidende auf seinem Lebenswege genossen, sprach von dem Segen des Glaubens, der seine Seele mit Ruhe und Vertrauen auf des Himmels Gnade erfülle und bat dann den Allerbarmer um Kraft und Stärke in der Stunde des Todes.

„Ich danke Euch,“ sprach de Noverre mit inniger Rührung, nachdem Stock geendet hatte, „Ihr habt mir treu gedient, — nehmt dort meine Uhr als ein Andenken, — wenn Ihr die Stunden auf derselben nachseht, dann denkt an mich, denkt an den, der im Vergleich zu Euch so kurze Zeit nur lebte; — nicht den Winter der Erdentage sollte ich erleben — eine Pflanze, werd' ich geknickt noch ehe sie Frucht trug, — doch Gott will es, — sein Wille geschehe.“

„Ob nun die Blume“, — entgegnete Stock, — „einige Tage weniger oder mehr lebt, mein guter Herr! das bleibt sich wohl immer gleich, denn der Zeit der Blüthe folgt doch stets schnell die Zeit der Verwesung; was sind zehn, was sind fünfzig Jahre, wenn sie hinter uns liegen! immer nur erscheinen sie, wie ein Tag; die unfreundliche Zeit versäumt nie einen Tagmarsch und schleppt auf ihrem Zuge ein Netz voll menschlicher Schicksale mit sich in die Vergangenheit, so daß nach

kaum einem halben Jahrhundert, ein ganzes Geschlecht nicht mehr als in dem Andenken des folgenden lebt. Alle, die hier still wirken, Alle, die rastlos streben, der Eiferer nach Ruhm und Ehre sowohl, als der Niedrige, der in seiner Bescheidenheit Amen sagt, sowohl der, welcher das Haupt auf Flaumen legt, als der Bettler, dessen Ruhekissen ein Stein ist, mit einem Worte, Alles, was lebt, gehört dem Grabe; diesem öffnet es sich am frühen Morgen, jenem am Mittag, Allen am Abend, — so dachte auch der Dichter, welcher den Tod zum Leben sagen läßt:

Komm, Sterblicher, betrachte mich!
Du lebst, ich lebt auf Erden;
Was Du jetzt bist, das war auch ich:
Was ich bin, mußt Du werden;
Du mußt hernach, ich bin vorhin:
Ach! denke nicht in Deinem Sinn,
Daß Du nicht dürfest sterben.

Beneidet mich deshalb, mein guter Herr! nicht um mein graues Haar; glaubt mir: jedes Alter hat seine Verdrießlichkeiten und der lange Weg, den ich zurückgelegt habe, war auch nicht immer ein Weg der Freude. Nur Gott ist es bekannt, wie viel dunkle Stunden mir diese Uhr noch verkünden wird, bis auch ich ins bessere Leben hinüberschlummere, oder glauben Sie, daß ich fortan

nur Tage der Wonne schauen werden? Nein! beneiden Sie mich um die Last meiner Jahre nicht, sie haben sich unter Stürmen und Sonnenschein auf meinem Haupt gesammelt; Sie sollen den Sturm nicht hören und sich fortan nur an der Wonne der Seligkeit erquicken, wenn ich voll Kälte auf der Erde wandele."

Fünfzehntes Kapitel.

Unter diesem und ähnlichen Gesprächen war die Nacht zu Ende gegangen, bereits brach ein Strahl der Sonne durch das Fenster und warf ein zartes Roth auf das Gesicht des Kranken,— „Ha die Sonne! willkommen Freundin von Jugend und Leben! willkommen auf meinem Sterbebett!" — rief de Noverre mit Entzücken, — „Stock! — reicht mir Euern Arm, — legt mich höher, — zieht die Gardinen weg — ich will die Sonne begrüßen! Wenn man eine lange Reise antritt, muß man immer von Allem, was uns theuer ist, Abschied nehmen, — und die Sonne war mir theuer. Sie beschien meinen Weg, meinen Platz in der Schule und auf dem Schlacht-

feld, und bescheint nun auch mein Sterbelager als meine treue Freundin, die einen letzten Blick auf ihren Freund wirft."

„Wie schön erscheint sie mir jetzt, wo sie mir nicht mehr scheinen soll. Lebe wohl, schöne Tochter des Himmels!"

Nach einigen Augenblicken der Stille frug de Noverre nach der Stunde und Stock antwortete: „Es ist acht Uhr, Herr Kapitain!"

„Acht Uhr," fuhr de Noverre fort, „und noch ist Elisabeth nicht hier, — ach der Tod wird mich überfallen, — ich muß wohl von der Welt scheiden, ohne sie noch einmal gesehen zu haben, — Stock! in meiner rechten Westentasche findet Ihr einen Schlüssel, nehmt ihn, er gehört zu einer Kapsel, die in dem Deckel meines Hutes verborgen ist, — wenn ich eher dahin scheide, ehe Elisabeth ankommt — dann gebt Beides an diese mit der Versicherung, daß mein letzter Seufzer ihrem unglücklichen Loose gegolten und ich nicht aufgehört, mit Euch von ihr zu sprechen."

Stock erfüllte das Verlangen und nahm die Kapsel in Verwahrung, um es Elisabeth bei ihrer Ankunft einzuhändigen, oder, wenn sie nicht käme, es ihr auf sichere Weise zuzusenden.

„Es enthält doch keine Contrebande, Herr Kapitain!" fragte lächelnd Stock. „Gewiß nicht mein

guter Stock! — nur das Bildniß meiner guten Mutter; ein Geschenk, das sie dem letzten Kuß hinzufügte, den sie auf meine Wangen drückte; noch erinnere ich mich ihrer Worte. Ehe Du dem Feind unter die Augen trittst, so sprach sie, beschaue zuerst mein Bild, damit es Dich zum Muth aber auch zur Vorsicht ansporne; folge der Stimme der Ehre, aber vergiß auch die Deiner Mutter nicht, die Dir vor Allen zuruft: Wage nicht tollkühn Dein Leben, einziger Zweig eines herrlichen, aber dahin welkenden Stammes! sei Held, aber auch Sohn; weihe Dich dem Vaterland, doch ohne Deine trauernde Mutter zu vergessen!"

Hier trocknete de Noverre seine Thränen ab, ... „Stock!" fuhr er fort, „gebt mir Schreibegeräthe und leiht mir Eure Hand, um die meine zu unterstützen, die alle Kraft verloren hat, ich will Abschied von Elisabeth nehmen."

„Ich bin zu Ihren Diensten, mein Herr! doch fürchte ich, daß hier der Lahme den Blinden leiten soll, denn Sie hat der Blutverlust, mich die Zeit entkräftet; doch wir wollen es probiren, alle fünf Minuten einen Buchstaben soll gegen Abend auch wohl einen Brief ausmachen."

Stock entfernte sich, um Feder und Tinte zu holen und kehrte bald damit zurück. „Gebt her," — sagte der Kranke, „ich fühle, daß ich die Fe-

der werde besser führen können als ich dachte und Eure Hilfe beim Schreiben entbehren kann; in den Augenblicken der Auflösung pflegt die Natur noch einmal die Kräfte zusammen zu raffen und dies glückt ihr denn auch gewöhnlich." De Noverre ergriff nun die Feder und schrieb, doch mit Anstrengung aller Kräfte, Folgendes nieder:

„Das Trauerspiel naht seinem Ende; schon halb herabgelassen ist der Vorhang, theure Braut! Da ich, die Hauptrolle spielend, meinen Tod bald nahen fühle, so will ich mich vor Allen erst mit einigen Worten an das Publikum wenden:

„Im Namen Gottes, vor dessen Thron ich bald erscheinen soll, erkläre ich denn, daß das Kind, das meine Verlobte, Elisabeth Müller, unter dem Herzen trägt, mein Kind ist und daß dies durch meine Verheirathung bereits legitimirt worden wäre, hätte mich nicht zuerst die Verweigerung der Erlaubniß zur Heirath von Seiten des General Moreau und später meine unglückliche Verwundung und noch unglücklichere Gefangennehmung verhindert zu thun, was die Stimme meines Herzens und die der Ehre von mir forderte."

„Ich schreibe dies auf meinem Sterbebette nieder, damit Du, theure Elisabeth, nicht über den Mutternamen erröthen mögest und meinem Kinde

die Anerkennung nicht mangele, denn nur das Zusammentreffen mehrer unglücklichen Umstände vereitelte meine Ehe."

„Ich bitte meine Mutter, — die ich auf Erden nicht wiedersehen werde, mein Kind als ihren Enkel anzuerkennen und zu lieben, auch zu besorgen, daß dasselbe in alle meine Rechte der Erbfolge und des Namens eingesetzt werde. Sie wird nur rechtlich handeln, wenn sie meine Bitte erfüllt und so das brave Mädchen vor Hohn, das unschuldige Kind vor Schande bewahrt und noch im Grabe werde ich es ihr danken. In dieser Hoffnung drücke ich im Geiste den letzten Kuß auf Erden auf ihre Lippen."

„Lebe wohl, geliebteste Elisabeth! Lebet wohl, theure Eltern! ich gehe voraus nach dem besseren Lande, wo wir einander wieder finden werden, um uns nie mehr zu trennen.

Heinrich de Noverre."

„Seht hier, — lieber Stock! — dies Schreiben gebt mit der bewußten Kapsel an Elisabeth — doch leset es vorher, — für Euch guter Stock!" — sagte der Kranke mit schwacher Stimme, — „habe ich kein Geheimniß — leset es, daß Ihr auch dereinst versichern könnt, daß das Schreiben nicht unächt ist."

„Durchaus nicht Herr Kapitain! eine so große Unbescheidenheit läßt sich der alte Stock nicht zu Schulden kommen; ich werde Ihre Befehle, als eine alte Ordonnanz, in guter Ordnung besorgen."

Der Eintritt der Frau Stock unterbrach das Gespräch. — „Sie sind da!" flüsterte sie ihrem Manne in's Ohr.... „Gott sey Dank, Kapitain! sie sind da!" rief Stock de Noverre, der mit inniger Freude sich aufzurichten strebte, zu und entfernte sich.

Bald standen das liebliche Bauermädchen und der dicke Bauer vor dem, von Freude und Schmerz halb trunkenen Invaliden. „Lebt er noch?" fragte mit Thränen in den Augen Elisabeth.

„Ja, Gott sey Dank!" erwiederte Stock.

„Ist er außer Gefahr? Wird er leben bleiben?" fragte Elisabeth weiter und schien mit ihren Blicken die Antwort von des Alten Gesicht voraus lesen zu wollen.

Hier zuckte der Alte die Achseln, wischte die Thräne, welche auf den greisen Bart herabgetropft war, ab und erwiederte mit Seufzen: „Bei Gott ist nichts unmöglich; er hat ja schon Todte auferweckt!"

Elisabeth brach in einen Strom von Thränen aus, „es ist um ihn geschehen, er muß sterben!"

rief sie verzweiflungsvoll und barg ihr Gesicht an der Brust des Vaters, der ebenfalls die Thränen des Schmerzes, die die innigste Theilnahme seinen Augen entlockten, nicht verbergen konnte. „Bringe uns zu ihm, ehe es zu spät ist," bat Elisabeth, „ich will ihn sehen und mit ihm sterben, denn" — fuhr sie im Uebermaaß der Verzweiflung sich selbst vergessend, fort: „denn was soll aus der geschändeten Braut werden, wenn der Bräutigam todt ist!"

„Beruhige Dich, liebes Kind! entgegnete Müller, „Gott und Deine Eltern werden Dich trösten; — die Wege der Vorsehung sind dunkel und durch düstere Eingänge führen sie uns zum ewigen Licht. Was er, der Höchste will, das muß geschehen und seinem Willen wollen wir uns unterwerfen, — und nun verzweifele nicht, denn wo noch Leben ist, da ist noch Hoffnung. Er, der ihn auf's Siechbett warf, kann ihn auch davon erheben."

„Recht so, mein Herr!" — sagte Stock, — „kommen Sie Mamsellchen, seyn Sie ruhig und geloben Sie mir, sich gut zu halten, so will ich Sie auch sogleich zum Kranken bringen. Folgen Sie mir denn."

Stock ging voraus; Elisabeth folgte mit ihrem Vater und Frau Stock schloß den Zug; schauer-

lich hallten die Seufzer und das Schluchzen des Mädchens in den langen, hohen und dunkelen Gängen wieder, die zu de Noverres Zimmer führten.

„Hier liegt er!" sprach Stock, auf die schwarze Thür des Krankenzimmers weisend. „Da! — schluchzte Elisabeth" und trat schwankend näher und „der Himmel behüte sie, sie stirbt!" murmelte Frau Stock, indem sie zur Unterstützung der Wankenden eilte.

Sechszehntes Kapitel.

Man denke sich den einst so schönen jungen Mann, jetzt bleich und eingefallen, einem Gerippe gleichend; die halb gebrochenen Augen voll Thränen und obschon sterbend, mit einem jugendlichen Lächeln, durch den Eintritt Elisabeths hingezaubert; auf dem Angesicht — auf das Todtenbett hingestreckt, man denke sich Elisabeth, deren Zustand sichtbar war, weil sie ihn zu verbergen versäumt hatte — mit der Verzweiflung auf dem schönen, bleichen Antlitz — schluchzend am Bette stehn, während ihre Blicke die höchste Liebe und zugleich entsetzlichste Angst verriethen. De Noverre

reichte ihr die Hand entgegen und flüsterte — da ihm die Sprache fehlte — durch eine zitternde Bewegung der Lippen Elisabeth das „Willkommen" entgegen. Elisabeth sank laut schreiend über den Sterbenden hin, drückte einen Kuß auf die bleichen Lippen und blieb so mehre Minuten lang, wie machtlos, liegen.

In tiefen Nachdenken versunken stand Müller über den Haupte des Kranken; er zerknillte seinen Hut und schlug seine Blicke nur dann und wann zum Himmel auf, als flehte er um Rettung und Trost von oben.

An dessen Seite stand Stock, sich auf den alten Lehnstuhl stützend, die Augen mit dem Taschentuch bedeckend und zuweilen nur auf seine Frau — die, den Gebräuchen ihres Glaubens folgend, an dem Ende des Lagers niedergesunken war und ein Sterbegebet sprach, — andächtig herabsah, als wollte er sie in ihrer Demuth durch einen Blick voll Wohlwollen bestärken. Diese Scene dauerte eine geraume Zeit und die Stille wurde nur durch Seufzer und Klagen unterbrochen.

Nachdem die schmerzlichen Empfindungen des ersten Begegnens sich etwas gemildert hatten und de Noverre die Kraft zum Sprechen wieder erlangte, bezeigte er Müller und Elisabeth seine Freude, daß er sie an seinem Lager erblickte. „Ihr könnt

mich wohl nicht retten Geliebte" — sagte er — „allein Ihr erleichtert mir die Schmerzen des Todes, denn mein Verlangen Euch, Theure, noch einmal zu sehen war unaussprechlich groß; ich hätte ohne Euch, meine Geliebten, nicht ruhig zu sterben vermocht; wo die Hauptpersonen ausfallen, wird das Trauerspiel nur unvollkommen ausgeführt. Weine nicht mehr, meine Elisabeth! — nach einem kurzen Abschied, winket uns jenseits des Grabes unendliches Glück und warum sollten wir denn nicht froh von hinnen gehn?"

„De Noverre!" flüsterte Elisabeth, „billige doch meinen Schmerz, Du kennst meinen Zustand, bis jetzt ist dieser Allen noch unbekannt; — was werden meine Eltern sagen, was soll aus mir, was soll aus unserm Kinde werden?"

„Es lebt ein Vater über uns, meine Elisabeth! — Er sieht Deine Thränen. — Er schaut in unsere Herzen und liest unsere tiefe Reue über den Fehler, den wir begangen haben. Ihm ist es bewußt, daß keine Tugend so fest ist, die nicht einmal fehlen sollte und daß Alle bitten müssen, nicht in Versuchung zu kommen. Gott, der so voll Liebe ist, der so gern dem Reuigen vergiebt, wird auch Dich nicht verstoßen — und unser Kind; — kümmere Dich nicht deshalb! Der Gedanke, daß ein mit aller Macht im Himmel und

auf Erden begabter Kinderfreund lebt, ist so tröstlich für das Elternherz, daß man sündhaft handeln würde, wollte man ihm nicht das Loos seiner Kinder vertrauen. Was Deine Eltern anbetrifft, so will ich Dich mit ihnen vor meinem Tode versöhnen — ich allein bin der Schuldige, Du warst die Unschuld selbst, — entferne Dich mit Stock und seiner Frau auf einige Augenblicke — ich will Deinen Vater mit Deinem Zustand bekannt machen, damit Du — schwache Blume den Sturm nicht allein, ohne Stütze auszustehen hast."

„Lieber Heinrich! — was willst Du thun? Ach könnte ich mich vor Dir, vor meinen Eltern, ja vor der ganzen Welt verbergen!"

„Keine Verzweiflung, Elisabeth! ich weiß was ich thun will — ich kenne Deinen Vater und weiß, daß er, so sehr ich mich auch gegen ihn verging, mir, dem Sterbenden den Kuß der Versöhnung nicht verweigern wird."

Auf de Noverres Wunsch, mit Müller allein sprechen zu wollen, verließen Elisabeth, mit Stock und seiner Frau bald darauf das Zimmer.

„Müller!" so begann de Noverre — „ich habe Sie als meinen zweiten Vater, als einen treuen Freund erkennen gelernt, ja wäre ich davon nicht fest überzeugt, so würde ich lieber mit der Last auf meinem Herzen eines traurigen Todes ster-

den, als diese in ihre Brust ausschütten; — jetzt aber nahe ich mich Ihnen unverzagt, wie der Sünder dem Vater über uns sich nähert, um ihm zu bekennen daß er in vielen strauchelte — man sagt, daß dem Sterbenden beim Austritt aus dem Leben kein Vergehen unverziehen bleiben, keine Bitte abgeschlagen werden darf, — was halten Sie von dieser Meinung? — ich sage, wenn man mit tiefster, innigster Reue um Vergebung bittet."

„Ich denke," erwiederte Müller, „daß man in solchen Fällen dem erhabenen Beispiele des größten Gesetzgebers folgen müsse, der zu vergeben befiehlt, allen den Schuldigen, die mit aufrichtiger Reue bitten."

„Wohlan denn," fuhr de Noverre fort, — ich habe gesündigt, habe gegen Sie gesündigt und kann nicht ruhig sterben, wenn Sie mir nicht vorher die Hand der Versöhnung und Freundschaft gereicht haben; doch, lieber Müller! ich sündigte nicht allein, — ich zog die Unschuld in meinem Falle nach — die feurigste Leidenschaft — ein schwacher Augenblick ließ uns den ersten Schritt auf dem unrechten Pfad thun; — die schönsten Hoffnungen — die besten Aussichten — Alles half dem Satan, der in mir wohnte, sein Spiel zu spielen, — Liebe überwog das Nachdenken, — die

arglose Unschuld fiel und fiel nochmals, — Sie verstehen mich, Vater!

„Um Gott de Noverre, was wollen Sie sagen!“ — rief Müller — welche entsetzliche Vermuthung steigt in mir auf — was haben Sie gethan?

„Wenn der flehende Unglückliche, — der bald in das Grab sinken wird, Ihres Mitleiden noch würdig ist — so darf ich es Ihnen wohl sagen, daß ich Ihrer Tochter Unschuld raubte. Ja, ich machte sie unglücklich, sie steht im Begriff Mutter zu werden! — sprach de Noverre.

„Großer Gott!“ — seufzte Müller — „Unglückseliger! War das Ihre Dankbarkeit dafür, daß ich Sie mit offenen Armen aufnahm?“

„Ich fehlte guter Vater!“ — entgegnete de Noverre, „doch wer lebte unter der Sonne, der nicht einmal, auf dem Wege zum Grabe, strauchelte?“

„Unglückliche Elisabeth!“ — fuhr Müller, ohne auf de Noverres Worte zu achten fort — „mein Kind entehrt; eine Geschändete! — der Gegenstand der Verachtung! und dies mußte ich, dem die Ehre über Alles ging, von Dir erleben!“

„Beruhigen Sie sich, theurer Vater!“ — mit diesen Worten unterbrach de Noverre Müllers Worte der Verzweiflung, — „geben Sie nicht

solchen schwarzen Gedanken Raum. Das Kind meiner Elisabeth wird von meiner Mutter anerkannt und geliebt werden, und mit meinem Namen auch meine Rechte besitzen."

„Doch kann Ihre Mutter auch die Schande von dem Haupte meiner Tochter nehmen?"

„Dies hat Elisabeth nicht nöthig, ihre Tugend wird den Fehler ihrer Jugend verwischen, — sie soll meinen Namen führen und zu meiner Mutter gehn; die alte Dame wird ihr die Thränen vergessend machen, die ich ihr verursacht habe. — Ihr Edelmuth kann Elisabeths Lage erträglich machen, Ihre Härte würde sie zur Verzweiflung führen; — seyn Sie nachsichtig wie unser Schöpfer, — bedenken Sie, daß, wer Barmherzigkeit übte, diesem auch jenseits Barmherzigkeit werden soll und daß jede gute That, auf Erden geübt, im Himmel uns angerechnet wird."

„Wohl sprechen Sie Wahrheit, Unglücklicher," erwiederte jetzt Müller durch de Noverres Worte in etwas beruhigt, — doch es giebt Augenblicke der Verzweiflung, wo diese keinen Eingang findet; der Vater des entehrten Kindes verwirft sie, weil das Gefühl der eigenen Schande, der Schmerz, das Mitleiden und der Zorn sich ganz seiner bemeisterten und entfernt jeden ruhigen Gedanken. „Doch Sie haben mich betro-

gen — die Frucht ist geschändet — die Wurzel verstockt, der Stamm trägt das Schandzeichen und muß vor Jedem erröthen der vorübergeht, Alle die früher unter seinem Schatten ruhten, gehen jetzt mit Blicken der Verachtung vorbei."

„Müller! kann ein sterbender Freund Ihr Herz nicht rühren? können Sie kalt bleiben bei den Bitten eines Mannes, den Sie einst wie ihren Sohn liebten? — ist das die Hoffnung auf die ich baute, als ich nach einem Mittel suchte, die nur allzuunglückliche Elisabeth mit Ihnen zu versöhnen! Ist dies die Gottesfurcht, die, wie Sie oft mir sagten, bei jedem Schlag des Schicksals Sie oben hielt! — Kann man so lieblos seyn gegen den reuigen Sünder, der gern seine Schuld verbessern wollte und nur nicht kann, weil er vor einen höheren Richterstuhl geladen ist? O seyn Sie nicht unerbittlich! Ich habe Sie beleidigt, doch hatte ich stets den ernsten Willen, Ihnen die vollste Genugthuung zu geben. Fehlen ist menschlich, und wer unter den Sterblichen kann sagen, daß er niemals fehlte? Noch einmal, lassen Sie sich erbitten! Gott vergiebt ja allen Sündern, soll da der Mensch zurückbleiben?"

De Noverre konnte nicht mehr sprechen, so waren seine Kräfte erschöpft; er sank auf das Kissen zurück und die Röthe seiner Wangen wandelte

sich in ein Blau. Müller wurde unruhig, als er den Zustand des Kranken sah und suchte ihn durch die Worte zu trösten: „Freund, lieber Freund! Beunruhigen Sie sich nicht zu viel, Sie haben den Weg zu meinen Herzen gefunden, kommen Sie zu sich und hören Sie das Versprechen, daß ich Ihnen Alles vergebe."

Diese Worte waren Balsam für des Leidenden wunde Brust, sie schien ihm neues Leben, wenigstens für Augenblicke Erquickung zu geben, gleich einer Lampe, die dem Verlöschen nahe, noch einen Tropfen Oel empfängt, um bald doch ganz auszugehen.

„Verstehen Sie mich?" frug Müller voll tiefstem Mitleid, „ich habe Ihnen Alles vergeben, sterben Sie deshalb ruhig."

„Dies ist nicht genug, braver Mann!" flüsterte der Kranke fast unhörbar, „auch Ihrem Kinde müssen Sie vergeben, dies mit keinem harten Wort betrüben und so herzlich wie früher lieben."

„Meine Liebe ist ihr geblieben, selbst da ich ihren Zustand durch Sie erfuhr," erwiederte Müller.

„Danke, guter Vater! allein noch bin ich nicht ganz befriedigt; auch Ihrer Frau Verzeihung müssen sie Elisabeth verschaffen und mir Ihr Wort geben, dies zu bewerkstelligen."

„Auch dies verspreche ich Ihnen bei Dem, der den Meineid strafet und uns Barmherzigkeit zu üben befahl.“

„Doch nun noch eine Bitte,“ fuhr de Noverre fort, „es ist die letzte, aber auch wichtig und dann lebt wohl, bis wir uns jenseits wiedersehn: wollen Sie auch mein unschuldiges Kind nicht verstoßen und es auf den Weg der Tugend leiten?“

„Ein guter Baumeister, mein lieber de Noverre!“ entgegnete Müller — „baut nicht gut, wenn er sein Werk zur Hälfte hat, sonst wäre es ja besser, er hätte es gar nicht begonnen. Auch Ihre letzte Bitte verspreche ich zu erfüllen; ich gelobe Ihnen, so lange mir Gott Leben und Kräfte giebt, Ihr Kind als Vater zu lieben uud es zu erziehen.“

„Amen!“ rief der Kranke mit mehr denn gewöhnlicher Kraft. Ihre Worte haben Trost in mein Herz gebracht, der Tod wird mir nun leicht, ich sterbe ruhig. Geben Sie mir Ihren Segen, Vater! Rufen Sie nun Elisabeth, damit auch sie Theil habe an Ihrem Segen und ich unter ihrem Kuß unter dem Kuß der Liebe mein Leben aushauche.“

Elisabeth trat ein und fiel in die ihr geöffneten Arme ihres Vaters, aus denen sie dann an das Krankenbett und an die Brust ihres Bräu-

tigams eilte. Hier lag sie einige Augenblicke, bis sie sich mit einem traurigen „Lebewohl" vom Krankenbett erhob. De Noverre faltete die Hände, richtete seinen Blick nach oben und blieb unbeweglich liegen. Alle, als sie den Sterbenden beten sahen, sanken ebenfalls auf ihre Knie zum Beten nieder; tiefe Stille herrschte in dem Zimmer, es schien als sey der Leidende bereits hinüber geschlummert, da seufzte er noch einmal und Heinrich de Noverre war nicht mehr. — „Friede sey seiner Asche, er hat ausgelitten!" sagte Stock schluchzend, während Elisabeth, mehr todt als lebend, von ihrem Vater aus dem Zimmer gebracht wurde.

So endete dieser Mann, der zu so vielen Hoffnungen berechtigte, seine irdische Laufbahn. Manche Thräne folgte ihm, denn hatte er auch gefehlt, so war er doch kein schlechter Mensch. Die Leidenschaft, die des Guten und Bösen so Vieles mit sich führt, der Ruhe so wenig, der Unruhe so viele giebt, die den Menschen auf seiner irdischen Laufbahn so lange begleitet und nach Willkühr regierte, hatte auch ihn verleitet; doch seine Reue über den begangenen Fehler war nicht minder aufrichtig als es sein Bestreben gewesen war, das Verschuldete nach seinen Kräften zu vergüten, allein des Höchsten Beschluß lautete anders, er rief ihn ab in der Blüthe der Jahre und meine Leser

werden gewiß in Stocks Worte einstimmen: „Friede sey seiner Asche!“

Siebenzehntes Kapitel.

Mit de Noverres Grab schlossen sich Elisabeths schönste Hoffnungen. Das arme Mädchen erntete von dem Felde, auf dem ihr zahllose Blumen der Freude erblühen sollten, nur Thränen und dieselben Ideen, die sie früher mit stiller Freude erfüllten, erfüllten jetzt, wo die Sonne des Glücks für sie untergegangen war, ihr Herz mit Verzweiflung. Nun fühlte sie mit der schmerzlichsten Reue auch die Größe ihres Irrthums und gern würde sie diesen mit ihrem Leben gesühnt haben. Denn ach! ein Fehltritt, so unbemerkt, so schnell begangen, ist mit einer ganzen Lebzeit voll Tugend, nicht ganz zu verwischen; die späteren Tage der Reue und des sittlichen Betragens bleichen wohl einigermaßen die Rostflecke der jugendlichen Sünde, ach der Eindruck bleibt und wird eben so wenig aus dem Gedächtniß Anderer als aus dem eigenen entfernt.

Sobald Stock mit Elisabeth allein war, hän-

digte er ihr die Kapsel und den dazu gehörenden Brief ein. Lange betrachtete Elisabeth die schönen Züge des Bildnisses von de Noverres Mutter, die ihr die seinigen lebendig vor Augen stellten. Sie drückte das Bild an ihre Lippen und schluchzend rief sie: „ach möchte sie auch eine Mutter seyn für mein Kind, wenn Schmerz und Reue mich in das Grab gebracht haben."

Das Schreiben, worin de Noverre, wie den Lesern bekannt seyn wird, die Frucht, die Elisabeth unter ihrem Herzen trug, für die seine anerkannte, erfüllte diese im Anfange mit einer Art von Freude, weil dieses ihr auf's Neue einen Beweis von des Dahingeschiedenen Liebe gab. Auch Müller sah das Eine und Andere nicht ohne Vergnügen und sein Vaterherz wurde mit Hoffnungen erfüllt.

De Noverres Begräbniß war zwar einfach aber feierlich, weil ihm nicht allein die militairischen Ehrenbezeugungen, die dem im Felde gebliebenen Kapitain, bewiesen wurden, sondern auch Müller, mit seinem sogenanten Verwandten, Stock, und einigen Anderen, aus Achtung für den Dahingeschiedenen, dem Sarge folgten. Auch Elisabeth würde sich dem Zuge mit Frau Stock angeschlossen haben, allein eines Theils ihr tiefer Jammer, ihr Zustand und die Furcht, als junges

Mädchen den Spöttereien der Soldaten ausgesetzt zu seyn, wenn sie der Leiche folge, waren genug Gründe, sie in den Mauern des Lazareths zurückzuhalten.

Mit verwilderten Blicken sprang Elisabeth vom Stuhl auf, als die letzte Salve über dem Leichnam abgefeuert worden war und Frau Stock am Arm fassend, sagte sie: „da ging er hin! könnte ich Unglückliche mit ihm gehn! doch dies kann nicht seyn; die Wollust empfieng ihr Theil, die Schande muß das ihre haben, dies liegt in der Ordnung der Dinge; wer sündigt, muß büßen; Gott straft die, so seine Gebote verletzen; ich habe mein Loos verdient!"

„Sey ruhig, unglückliches Mädchen!" — sprach Frau Stock, — „der Himmel sieht Deine Thränen, Deine aufrichtige Reue versöhnt Dich mit ihm und, wenn dies ist, dann laß die Welt, die so gern das Böse durch ein feines, das Gute durch ein grobes Sieb gießt, sich über Dich müde plaudern, es wird Dein Gehör nicht beleidigen, denn wenn das Gewissen befriedigt ist, dann ist das Ohr taub gegen die Tadelsucht der übel sprechenden Menschen."

„Hört," — sagte jetzt Elisabeth weniger verzweiflungsvoll, doch tief betrübt, — hört, da rührt man die Trauer-Trommel; wie rollen die Schläge

so dumpf; so langsam, so dumpf wird fortan auch mein Leben abrollen bis auch mir ein Platz auf der Todtenbahre wird. Wie so sehr verlange ich darnach, denn was ist das Leben für mich anderes als eine lange, langsame Qual, nur unterbrochen durch die Aussicht, die Hoffnung auf ein baldiges Grab?

Plötzlich hob die Trauermusik an; Elisabeth schien ruhiger zu werden; die zarten Töne eines Adagios strömten harmonisch aus den verschiedenen Instrumenten in ihr gebrochenes Herz; sie horchte andächtig, trat an das Fenster und sah durch eine kleine Oeffnung der Gardinen den Zug aufbrechen; ihr Auge fiel gerade auf die Feldbinde des Verstorbenen; „Unglückseliger Schmuck!" — rief sie mit neuer Verzweiflung aus, — „gleich einer Sirene verlockst du das jugendliche Gemüth; elendes Band von Silber! der Thor knüpft dich an seine Waffe, du zauberst ihm das größte Heil vor und, während du seine Seite zierst, führt Ehrsucht ihn zur Schlachtbank, wo dein böses Spiel Tausende zum Opfer bringt." Im tiefsten Schmerz, die Augen mit den Händen zugedrückt, sank sie auf einen Stuhl nieder und fuhr fort: „gleich wie ein reizender Morgen hinter den Nebeln des stürmischen Mittags verschwindet, so ist mein Bräutigam in der Blüthe seiner Jahre durch die Ge-

walt seiner Feinde dahingesunken. Dort tritt ein bedrückter Vater am Sarge, der seine und seines Kindes verschwundene Hoffnung umschließt; hier trauert die entehrte Braut; nicht fern von hier legt eine betrogene Mutter ruhig, im Vertrauen auf die Tugend ihres einzigen Kindes, ihr Haupt nieder und doch wird bald Schande über diese ihr Antlitz röthen; und doch giebt es noch Menschen, die die Welt kein Jammerthal nennen wollen!"

Sie wollte mehr sagen, doch Schluchzen hinderte sie. Nun blieb sie stumm, bis sie ihren Vater nahen hörte, sie ging ihm entgegen und begann dann mit ihm und Stock ein erbauliches Gespräch über die Vergänglichkeit des irdischen und die Hoffnungen des ewigen Lebens.

Während sie noch so zusammensaßen, trat Frau Stock mit einem großen Brief in der Hand ein, der die Adresse ihres Mannes trug und mit einem großen Siegel verschlossen war. „Zum Henker," rief Stock, es ist mir als erhielt ich meine Ernennung zum General, so schön kommt mir der Brief vor. In Wahrheit enthielt das Schreiben des alten Stock Ernennung zum Oberaufseher des großen Gefängnisses zu D . . ., der edle Erzherzog hatte also sein Versprechen nicht unerfüllt gelassen.

Die Freude über den glücklichen Vorfall war

allgemein, alle wünschten dem Alten Glück und er selbst, die Mütze vom Haupte nehmend und mit gen Himmel geschlagenem Blicke, segnete die Asche des Helden, dem er so eben die letzte Ehre bewiesen hatte und der sich noch auf dem Sterbebette theilnehmend für ihn gezeigt hatte, als er ihn dem Erzherzog empfahl.

Achtzehntes Kapitel.

Noch am gleichen Tage kehrten Müller und Elisabeth nach Hause zurück. Daß die Reise nicht fröhlich war und Beide nach mancher reiflichen Ueberlegung genug Stoff zu Gesprächen von Interesse Veranlassung fanden, dieses bedarf wohl nicht erst des Beweises. Müller, eingedenk seines Wortes, benahm sich sehr schonend gegen Elisabeth; wurde auch wohl dann und wann eine Klage, ein Wort des Kummers laut, so kam doch kein Verweis, kein hartes Wort über seine Lippen; im Gegentheil suchte er Elisabeth, wenn sie sich im Gefühl ihres Schmerzes, oft selbst anklagte, ja verwünschte, aufzurichten durch die Lehre, daß es Pflicht sey, auch unter den härtesten Schlägen des

Schicksals, sich nicht der Verzweiflung zu überlassen, zu trösten durch die Vorstellung, daß das Glück ein sehr wankelmüthiger Freund des Menschengeschlechts sey, der heute die Hand biete und morgen den Rücken wende, der mit demselben wie das Kind mit der Puppe spiele; und zu beruhigen durch die Vorstellung daß man mit Geduld und Vertrauen auch das Schwerste überwinden könne und daß kein Unglück so schwarz sey, dem sich nicht eine Lichtseite abgewinnen ließe. Er leitete ihre Blicke auf den allweisen Regenten über uns, der in der düsteren Nacht des Unglücks sowohl, als in dem lichten Morgen des Glücks deutliche Beweise seiner Weisheit gäbe, die jederzeit auch Veranlassung zum Vertrauen gäben.

So sehr auch Elisabeth ihren Bräutigam geliebt hatte, so beklagte sie doch weniger dessen Verlust, als den unglücklichen Fall und die Schande die mit demselben verbunden seyn mußte, sobald es kundig würde, daß sie Mutter zu werden, im Begriff stehe. Hätte sie mit Aufopferung allen ihres und ihrer Eltern Vermögen, den Fehler bedecken können, lieber würde sie im Schweiße ihres Angesichts die geringsten Nahrungsmittel genossen, als mit schaamenlosen Wangen genußreiche Tage verlebt haben. „Für die, die nicht ganz von Herzen verdorben ist,“ sagte sie mit sichtbarer Rüh-

rung, — „ist ein Leben ohne Ehre einem Jahre ohne Lenz gleich; nicht daß dazu das Urtheil der Welt mich verleitete, nein dazu ist die Sünde ein zu allgemeines Uebel und die Menschen, die Schande rufen, sind nur zu oft auf's innigste mit dieser verschwistert; denn nicht alle ehrbaren Gesichtchen, die mit hoffärtiger Haltung herumstolziren sind just Meisterinnen der Sittlichkeit; unter dem sittsamen Schleier klopfen eben sowohl für Irrungen offene Herzen, als unter dem luftigen Kleid der Sinnlichkeit; dies muß man nie vergessen und darum ist es nicht ausschließend die Welt, die ich fürchte, sondern ich fürchte mein eigenes Gewissen, das mir nicht, wie in den Tagen der Unschuld mit milder Hand die Augen zudrückt, sondern in schaflosen Nächten mir zuruft: mit einem Schlag vernichtetest du dein und deiner Eltern Glück."

So sprach Elisabeth in der Aufrichtigkeit ihres Gemüths zu ihrem Vater und dieser hatte denn alle Ueberzeugungsgründe nöthig, um ihr wieder auf's neue begreiflich zu machen, daß ein Fehltritt nicht berechtigte, für alle Zeit eine Büßende zu verwerfen und daß diejenigen die Guten sind, die sich vom Falle aufrichten, um nie wieder zu straucheln.

Endlich kamen die Reisenden in T . . . an.

Frau Müller erwartete sie mit Ungeduld; sie befand sich just am Fenster, als in der Abenddämmerung der Wagen vor der Thür hielt; die Reisenden, jeder in einem weiten Mantel gehüllt, der ihre Verkleidung bedeckte, entstiegen dem Wagen; an den Spuren des Trübsinns auf den Gesichtern bemerkte die gute Frau wohl, daß sie nicht fröhlich von der Reise zurückkehrten und als Elisabeth weinend ihr in die Arme flog und ihr Haupt an der Mutter Brust verbarg, sagte sie: „ich weiß schon genug de Noverre ist todt."

„Ja!" — sprach Müller, — „er ist todt, und von seinem Sterbebett hat er mir für Dich den Scheidekuß und seinen Segen mitgegeben."

„O Unglück!" — entgegnete Frau Müller — „wird denn der verwüstende Krieg nie aufhören, die besten Schlachtopfer aus dem großen Haufen zu erwählen."

„So geht es nun einmal in der Welt," fuhr Müller in seiner Rede fort, „der Raubvogel fliegt stets nach der edelsten Frucht, noch ehe diese ihr Wachsthum erreichte; so greift auch die klappernde Hand des Todes nach dem schönsten Menschen und schont nicht Jugend, nicht Tüchtigkeit."

„Arme Elisabeth! wie soll ich Dich wieder mit dem Leben versöhnen?" — frug Frau Müller.

„Dadurch, daß Du ihr das Leben so ange-

nehm als möglich machst," entgegnete Müller, und fuhr, als seine Frau ihm die Bejahung zunickte, fort: das mußt Du als Mutter thun; denn im Vertrauen gesagt: Unser Kind wird sich an den duftenden Blumen ihres Lenzes nicht mehr erfreuen, sie sind dahin gewelkt, und Du weißt, daß sie nur einmal blühen."

„Ich begreife Dich; Elisabeths Liebling ist gestorben und mit ihm ihre Fröhlichkeit." „Und ihr bestes Gut" fügte Müller mit Nachdruck hinzu und veranlaßte dadurch seine Frau zu der Frage:

„Was meinst Du damit, lieber Müller!"

„Ich meine die Ruhe ihres Herzens, liebe Frau!"

„Und warum sollte die Ruhe ihres Herzens verloren sein?" frug Frau Müller weiter und setzte dann hinzu: Den Schlägen des Schicksals sind wir Alle blos gestellt, doch wer ein gutes Gewissen hat, der kann die Ruhe des Herzens nicht verlieren; sie ist eine Busenfreundin der Unschuld, die Schwester der Tugend."

„Das ist sie; aber fügte die Natur, die diese Ruhe jedem ihrer Kinder mitgiebt, fügt sie auch eine Bürgschaft gegen das Verlieren derselben hinzu? so entgegnete fragend Vater Müller und erhielt darauf zur Antwort:

„Nein! doch ein tugendhafter Sinn findet diese

Sicherheit durch die Betrachtung seiner gesellschaftlichen und sittlichen Pflichten."

„Allein sind wir denn Alle eben stark in unsern Tugenden?" fuhr Müller fort, „ist es nicht mit unsern moralischen Kräften eben so wie mit den physischen? Läuft nicht das eine Kind mit sichern Füßen, ohne zu wanken, während das andere dem Laufstuhl zum Spott sich täglich Beulen fällt?"

„Was ist Deine Meinung damit, lieber Müller?" sagte die gute Frau, „sollte unsere Elisabeth? doch nein! lasse keinen unzeitigen Verdacht in mir aufkommen. Elisabeth! sieh mich an, damit ich von Deiner freien Stirne lese, daß Du meiner noch würdig bist."

Elisabeth wagte es nicht, ihr Haupt, auf dem Schuld und Schaam ihre rothe Flamme aufgetragen hatten, von der Brust ihrer Mutter zu erheben; das arme Mädchen antwortete nur durch Seufzen und Schluchzen.

„Kind!" sagte Frau Müller mit einem Ehrerbietung weckenden Ton, „Kind!" warum fürchtest Du Dich, den Blicken Deiner Mutter zu begegnen, sollte es möglich, daß auch Du der Sünde zum Opfer gefallen wärest?"

„Quäle sie nicht länger, liebe Frau!" fiel Mül-

ler ein, „sie ist unglücklich, die Wahrheit sei genug, um Dich mit ihr zu versöhnen."

„Großer Gott! bedarf sie der Versöhnung um wieder mein geliebtes Kind zu seyn?"

„Ja!" schluchzte Elisabeth, indem sie zu den Füßen ihrer Mutter niederfiel, „ja Mutter! ich habe Deine Vergebung nöthig, um nicht vor Schmerz zu sterben!"

„Und welches Fehlers machtest Du Dich schuldig, Unglückliche?"

„Ich opferte meine Pflichten, meine Ehre und meine Unschuld der unseligen Leidenschaft der Liebe. Mutter! verfluche mich nicht; — Dein Kind ist in dem Zustand, Mutter zu werden!"

„O Schicksal!" schrie Frau Müller und verlor ihr Bewußtsein.

Neunzehntes Kapitel.

„Als nach Verlauf einer Viertelstunde die trauernde Mutter wieder zu sich kam und ihr Kind weinend an ihrem Halse hängen sah, trat die Natur auf ihren Fleck in ihrem Herzen und die mütterliche Zärtlichkeit siegte über den Abscheu, den ihr Elisabeth zuerst eingeflößt hatte.

„Unglückliche!" — sagte sie, „wie konntest Du so sinken? Doch der Schlag des Schicksals ist geschehen. Wozu können meine Beweise dienen; kann ich damit den Strom dämmen? Nein, der Himmel ist barmherzig, laß es mich auch sein! Eine gute Mutter kann zwar zornig, doch wird nie unerbittlich seyn, oder sie trüge das Herz nicht am rechten Orte. Das Herz, unter dem Du ruhtest, das freudiger schlug, als Du ihm das erste Zeichen des Lebens gabst, dieß Herz soll Dich nicht mitleidslos verstoßen. Komm, küsse mich, Elisabeth! obschon mein Verstand Dich verdammt, wird meine Christenpflicht dieß nicht thun. Die bereute Schuld hört auf eine Schuld zu sein, sobald die Reue und das Vornehmen sich zu bessern, aufrichtig ist. Wir wollen Dir Dein Loos zu erleichtern suchen. Das Joch, das von Vielen getragen wird, drückt minder schwer, denn jenes, worunter der Einzelne schmachtet. Trachte Dich zu beruhigen, damit wir die Mittel überlegen können, die am geschicktesten sind, Deinen Unfall zu verbergen; denn Du kennst die Welt und weißt, wie lieblos sie urtheilt und handelt."

Nun flog bald Vater, bald Tochter der edlen Frau um den Hals und unter Küssen und Freudenthränen verflossen Augenblicke der Seligkeit,

bis Frau Müller diese durch den Ruf, zum Familien-Rath zusammenzutreten, unterbrach.

Elisabeth hatte das unschätzbare Glück, eine Freundin zu besitzen, die nahe bei D... ein Landgut bewohnte. Ihr Name war Johanna und sie die Wittwe eines Herrn Ulrich Blumendorf, der, gleich de Noverre, auf dem Felde der Ehre seinen Tod fand. Nahe bei und gleichwohl fern von der Welt, die sie nicht liebte, lebte sie in ihrer ländlichen Ruhe von einer Pension und den Zinsen eines nicht unbedeutenden Vermögens, das sie von ihrem Vater ererbt hatte. Zwei Kinder, ein wilder Junge von drei und ein liebliches Mädchen von zwei Jahren machten das Glück ihres Lebens aus; denn seitdem sie ihren Gatten verloren hatte, kannte sie nur eine Freude, die nämlich, Mutter zu sein, und die Pfänder ihrer Ehe so zu erziehen, daß sie einst im Himmel zu ihrem Gatten mit den Worten komme: „Hier bin ich und hier sind unsere Kinder, die ich auf dem Wege der Tugend geleitet habe, damit sie nicht sich verirrten."

„Frau Blumendorf liebte Elisabeth, mit der sie wie mit einer Schwester aufgewachsen war; — sie hatten der Jugend Freuden und Schmerz zusamengetragen. das Puppenspiel zusammengespielt und zusammen ihre kindlichen Träume durchträumt; und solche Erinnerungen erwecken bei gu-

ten Menschen in spätern Jahren wohl ein dauerndes Gefühl von Freundschaft, dem selten Wahrheit mangelt.

Wem aber hätte sich das blöde Mädchen besser vertrauen können, als dieser schwesterlichen Freundin, die mit dem besten Herzen die schönsten Eigenschaften ihres Geschlechts besaß. Diese konnte gewiß die Bittende nicht mitleidslos lassen und verwerfen, sondern empfieng sie gewiß mit offenen Armen und konnte durch ihren guten Rath, ihre Bereitwilligkeit zur Hülfe und durch Trost zum Mittel werden, um der Leidenden erlittenes Unglück zu mildern und kommendes gut zu wenden.

Ihrer Scharfsicht konnte es gelingen, das Geheimniß vor dem unbescheidenen Auge der Welt zu bewahren; ihr Verstand konnte Mittel finden, de Noverres Mutter mit Elisabeths Schicksal auf die schonendste Weise bekannt zu machen; ihrer Sorge konnte es gelingen, alle die kitzlichsten Fälle vorauszusehen, die ein derartiges Verhältniß mit sich führen muß; ihr Muth konnte jede Schwierigkeit überwinden oder ihr zuvorkommen und ihr edler Charakter war just berechnet, alle die wichtigen Dienste, die die Freundschaft forderte, so zu vollbringen, daß der gute Ausschlag nicht fehlen konnte.

Glücklich, daß in dem Reiche der Freundschaft,

das seinem Namen nach keine Gränzen hat, doch in der That nur ein kleiner Kreis besteht, wo Herzen wie das der Frau Blumendorf gefunden werden. — Sie kann man unstreitig die Zierden des menschlichen Geschlechts nennen, denn was ziert den Menschen mehr, als eine uneigennützige Anhänglichkeit an seine Nebenmenschen, eine Anhänglichkeit, die ein schwaches Vorbild höherer Liebe ist, die Gott seinem Ebenbild beweißt, zum Verdruß der Undankbarkeit, die wohl bei den Meisten sich eingewurzelt hat.

Nach Frau Müllers Urtheil, war es diese Zierde der Frauen, an die sich Elisabeth vor Allen wenden sollte; bei ihrem abgesonderten Leben konnte es ihr am ersten gelingen, Elisabeth vor den Augen der Neugierigen zu verbergen; in derem Hause oder weiterhin bei einem ihrer Pächter konnte diese ihre Niederkunft erwarten und dann — wenn sie zu ihren Eltern zurückkehrte — ihr Kind der Sorge einer Amme übergeben, die aus Erfahrung wußte, was es sagen will, Mutter zu seyn.

„Elisabeth kämpfte mit einem innigen Gefühl von Schaam, als sie vor einer so gewissenhaften Freundin, die so genau den Regeln der Sittlichkeit und Tugend nachlebte, und die man als Muster aufstellen konnte, als eine entehrte Braut erscheinen sollte, deren Hoffnung zur Wiederherstellung ihrer Ehre, das

Grab umschloß; doch das Bewußtsein, das sie natürlich so verlegen machte, stand doch der Wahrheit nicht im Wege, daß die gewissenhafte Frau eben so edelmüthig war und zu gute Begriffe von Religion und ihren Pflichten als Mensch hatte, als daß sie der gefallenen Freundin nicht die zarte Hand hätte reichen und da sie den Fall nicht hatte verhindern können, zum mindesten zu ihrer Aufrichtung hätte beitragen sollen.

Diese letztere Ueberzeugung war denn auch ein Gegenmittel wider ihre Zaghaftigkeit; doch dauerte es noch eine geraume Zeit, ehe sie diese ganz überwinden konnte. Dreimal ergriff sie die Feder, um an Frau Blumendorf zu schreiben und legte diese eben so oft erröthend wieder auf die Seite, als fürchte sie die theure Freundin, die ihr sonst Rathgeberin und Vertraute gewesen war, jetzt, wo sie sich nicht mehr als ihrer würdig betrachten mußte nicht mehr so wie sonst zu finden, wo noch die Blüthe der Unschuld, nicht die Schaam ihre Wangen bedeckte.

Frau Müller hörte nicht auf, Elisabeth zu ermuthigen. — „Es giebt keinen andern Weg," sagte sie, „ich rathe Dir, wirf Dich in die Arme der Frau Blumendorf; bei ihr, dort allein ist Hülfe und Rath — die Tugend weißt selten das

Unglück ab, sondern nimmt mit Segen die auf, die bei ihr Schutz suchen."

„In Gottes Namen denn!" entgegnete endlich Elisabeth, „ich werde einen Theil der Nacht zum Schreiben verwenden, früher werde ich dazu nicht geschickt seyn, die Feder bebt in meiner Hand, — ich weiß nicht, wie und wo ich beginnen soll — Traurigkeit und Schaam haben mich zu stark angegriffen, als daß ich geregelt denken könnte."

„Thue das" — sprach Mutter Müller, „schreibe die Worte nieder so natürlich als Dir Dein Herz sie angiebt, — verschiebe die Hauptsache bis zum ersten Zusammentreffen mit ihr, zwei Worte zu dem Herzen der Freundin aus dem Herzen gesprochen, sagen mehr als zwei Seiten schöner Verse, die der Verstand dictirte; — vertraue Dein Geheimniß nicht einem Blatt Papier an, nur in dem Busen der braven Frau liegt es gut bewahrt; — Du kannst ihr vorläufig etwas in halben Worten bemerken, damit sie vorbereitet ist auf das, was sie hören soll."

Zwanzigstes Kapitel.

Als Elisabeth sich nach dem Abendessen allein in ihrer Stube befand und sie Gott innig um Muth und Stärke gebeten hatte, setzte sie sich hin und schrieb, glühend vor Schaam, folgenden Brief."

„De Noverre ist nicht mehr, liebe Johanna! bei einem Ausfall aus dem Fort Kehl, — in einem Augenblick, wo er sich mit Ruhm bedeckt hatte — wurde er auf zwei Stellen verwundet. In seinem Blut gebadet, auf die Erde hingestreckt, fiel er in die Hände seiner Feinde, die ihn mit vieler Menschlichkeit versorgten, bis der unerbittliche Tod, nicht zufrieden mit den Opfern, die er auf dem Schlachtfeld fand, auch meinen theuern Freund dahin nahm.

Ein Trost ist mir geblieben es ist der, — daß ich des Dahingeschiedenen Segen auf dessen Sterbebett empfieng. — Ja, theuere Johanna! der Mann, den ich so unaussprechlich liebte, streckte die matte Hand über mein Haupt aus und schwor mir am Eingang des Grabes, daß er mit denselben Gefühlen für mich sterbe, in dem er für mich gelebt habe.

In der Kleidung eines Bauernmädchens war ich mit meinem Vater ihm zur Hülfe geeilt. — Kann die schüchternste Delicatesse es mißbilligen, daß ich dem Rufe der Liebe folgte? Hab' ich durch jenen Schritt nicht allein erfüllt, was die Pflicht von mir forderte? — vor Dir bedarf ich wohl keiner Rechtfertigung, — ich kenne Dein lebendig fühlendes Herz und weiß, daß Du das Aeußerste für Deinen seligen Blumendorf zu thun, im Stande gewesen wärest, wenn er Dir vom Siegbett zugerufen hätte: Johanna komm' zu mir in meinen Leiden!

„Die eifernde Welt, die aus jeder That eines ihrer Glieder, die nicht ganz nach ihrer Berechnung war, eine Schuld herauszufinden glaubt, würde mich wegen jenes Schrittes wohl eine Romanheldin schelten — doch glücklicher Weise weiß sie nichts davon und soll auch jetzt nichts davon wissen. Allein Johanna! diese Abweichung in Begleitung meines Vaters unternommen, in der nichts Schuldiges, selbst nicht Tadelnswerthes liegt, ist das einzige Geheimniß nicht, das ich vor der Welt zu verbergen habe. Ein weit größeres, ein nicht zu vergebendes, das schwer auf mein Herz drückt, muß ich mit größter Vorsicht vor ihr verbergen, soll mich die Last der Schande nicht erdrücken. Ich bitte Dich, wenn Du mich noch nicht ver-

stehst, strenge Deinen Verstand an, mich zu verstehen; greife nach dem Unglücklichsten, was einem Mädchen, — welches noch nicht alles Gefühl von Schaam verlor — überkommen kann, rathe das Verbrecherischste, was eine ehrbare Tochter ehrlicher Eltern begehen kann, damit Du mir das Gefühl ersparest, Dir mit deutlichen Worten sagen zu müssen, welches Vergehens ich mich schuldig machte. Mich dünkt, geliebte Johanna! ich sehe die Röthe, die schon bei dieser halben Erklärung Deine Wangen überfliegt; Dein sonst so freundliches Auge, aus dem ich stets nur Freundschaft las, sehe ich finster jetzt auf mir ruhen; zwar leuchtet mir noch Freundschaft daraus hervor, aber gedämpft durch den Gedanken an die geringere Würdigkeit, die für Dich die Freundin hat. In Streit mit Deinem Verstande und Deinem Herzen, ob Du die gefallene Freundin verwerfen oder emporheben sollst, sehe ich Dich, so däucht es mir, in Verlegenheit mit Dir selbst, um richtig den Inhalt dieses Briefs zu fassen. Wirf gleich wohl einen Blick auf mich; sieh' die zu Deinen Füßen Gesunkene Thränen der Reue weinen; höre ihre Stimme, die sonst zu Deinem Herzen drang, zu Dir flehen, sie nicht aus Deinem Herzen zu stoßen; sieh' die jetzt so bleichen Wangen, deren liebliche Röthe Du sonst oft priesest, die verloschenen

Augen, die Dich verzweiflungsvoll anstarren, und Dein Herz wird brechen. — Nun ist mir leichter um's Herz; Du streckst, meiner Einbildung nach, die Hand nach mir aus; Du nimmst mich in Deine Arme; ich höre das Klopfen Deiner Brust; Du vergießest Thränen um mich und mit mir, Du küßest mich; nennst mich mehr unglücklich als verdorben; zum ersten Mal, daß es noch einen Trost für mich auf dieser Welt giebt; Du flüsterst mir das Wort „Vergebung" in das Ohr und trunken vor Freude vergesse ich auf einen Augenblick mein Unglück, um mich an dem Quell der edelsten Freundschaft zu erquicken.

Siehe denn, theure Johanna! was in einem Augenblick der Folter Elisabeth Dir zu sagen haben wird; ich habe es wohl nicht niedergeschrieben das Wort, doch müßte ich Dein Herz nicht kennen und müßte nicht treu Dein Gefühl beim Lesen dieser Zeilen geschildert haben, wenn Du nicht errathen hättest, was ich zu sagen beabsichtige. Nun folgt eine dringende Bitte, deren Bewilligung in einiger Verbindung mit der Ruhe meines Herzens steht; es ist nehmlich die, mir für einige Monate einen Aufenthaltsort zu vergönnen. Ich muß mich für einige Zeit vor den Spiraugen meiner Genossen, ja selbst den, unserer Dienstboten verbergen; bei Dir allein bin ich sicher und

glücklich, so weit ich dies noch seyn kann; denn an dem Busen der theuren Freundin findet das betrübte Gemüth immer Beruhigung für seinen Schmerz und Du selbst hast dies mir gesagt, als Du eine tief trauernde Wittwe warst, die mit dem geliebten Mann Alles verloren zu haben schien, obschon ich es jetzt empfinde, daß man mehr als den Gatten verlieren kann.

Denke über mein Gesuch reiflich nach; wäge dessen Für und Wider ehe Du Dein Urtheil fällest und mich von Deinen Beschluß unterrichtest; denn, obschon ich überzeugt bin, daß Du nicht leicht eine Uebereilung begehst, so wollte ich um Alles nicht, daß das Gefühl der Freundschaft, Mitleiden oder andere Beweggründe Dich zu einem Beschluß veranlassen möchten, der bei näherer Beleuchtung, Stoff zu Bedenken, ja wohl gar zur Reue geben könnte, denn dazu gute Johanne! habe ich Dich zu lieb. Du mußt nichts für mich thun, was Dir nicht vollkommen zum Vergnügen gereicht; die Opfer, die man der Freundschaft bringt, sind zwar mehren Theils nicht schwer, als daß sie nicht willig gebracht werden sollten, allein es können wenn auch gefordert werden, die doch zu schwer sind und zu solch' einem Opfer will ich Dich nie überreden.

Du siehst liebe Johanna! daß ich offen mit

Dir spreche, so wie wir es bisher gewohnt waren, antworte mir nun aber so offenherzig und sey im Voraus überzeugt, daß wenn Deine Antwort nicht günstig lautete, ich Dich noch minder als früher lieben würde. Wenn Du mir meine Bitte gewährst komme ich unverweilt zu Dir. Lebe wohl und denke meiner, die ich nie aufhöre zu seyn Deine treue Freundin,"

Elisabeth.

Als Elisabeth geendet hatte trat sie fast unwillkührlich an das Fenster und schlug flehend die Augen zum Sternenhimmel auf. Die zahllosen Sterne, in dem Raum des Himmels zerstreut, leuchteten so herrlich durch die Nacht, daß der Gedanke, Gott, der dies alles geschaffen, werde, auch ihr in der Nacht ihres Unglücks beistehen, und sie vor Verzweiflung bewahren, zu ihrer Beruhigung beitrug; in diesem Vertrauen warf sie sich auf ihr Lager und schlief bald sanft ein. Seit langer Zeit hatte sie keinen so ruhigen Schlummer gehabt. So sanft, so frei von Träumen und bangen Bildern schlief sie, bis die bereits hoch emporgestiegene Sonne bei ihrem Erwachen, ihr neuen Trost zulächelte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Am Frühstücktisch wurde der Brief von dem Dreiblatt gelesen und vollkommen gut befunden. Müller brachte ihn nach der Post und die Hoffnung auf eine günstige Antwort erfüllte alle.

Nach vier Tagen banger Erwartung empfieng Elisabeth folgende Antwort:

„Du hast recht gehört, theuere Freundin! wenn Du Dir einbildestest mich Vergebung über Dich aussprechen zu hören. Welcher Mensch, der seine Nebenmenschen liebt, sollte diesen die Hand nicht reichen, wenn er gefallen ist ja dies besonders nun bei einer Freundin, die der Ansprüche so viele auf meine Liebe hat, daß ein einziger Fehltritt sie nie dieser berauben kann. Ich heiße Deinen Fehltritt nicht gut, denn dazu kennst Du meine Grundsätze zu wohl; doch dies kann mich nicht hindern, Dich zu beklagen, welcher Art Dein Fehler auch seyn möge, ja könnte mich nicht hindern, Dir zu helfen, auch wenn der Vergehen mehre Dich belasteten.

Ich glaube Dein Unglück errathen zu haben, es war für mich Dein halbes Bekenntniß genug;

der Schleier, womit Du das nackte Kind bedeckt hast, war zu luftig, als daß man die Nacktheit nicht hätte durchsehen können. Ich bekenne es Dir, ich bin erröthet über Deinen Leichtsinn doch hat dies Erröthen mich nicht gehindert Dein Unglück zu beweinen und Deine Jugend zu beklagen.

Du kannst zu mir kommen Elisabeth! Wahre Freundschaft darf nicht leeres Wortgepränge, nein muß ein Anker in der Noth seyn. Nicht Worte, nur Thaten sind die Münzen, die im Lande der Freundschaft gangbar sind; Alles Uebrige ist falsch wie das Flittergold. Da ich sagte, daß ich Deine Freundin sey, that ich bei mir selbst das Gelübde, das, was dies Wort sagte zu erfüllen, und wenn ich nun in der ersten Prüfung nicht bestände, würde ich da nicht der Braut Christi gleichen, die, mit dem Schwur der Keuschheit auf den Lippen, sich nicht abhalten ließ, durch das Fenster ihrer Zelle zu lugen, ob kein schmachtender Ritter sich zeige, der sie vom Klosterzwange entführe! Nein Elisabeth! Dein Unglück vermag es nicht, mich von Dir zurückzuschrecken oder anzutreiben, unter einer Fluth von Freundschafts-Betheuerungen mich auf eine höfliche Weise von Dir zu entfernen, ja veranlaßt mich nur, Dir hülfreiche Hand zu bieten. Es wird wohl einige Schwierigkeiten zu beseitigen geben, ehe alle Hindernisse entfernt sind, doch wer

kann seinen Freund aus dem Wasser retten, ohne sich die Hand naß zu machen! Und wo die Noth gebietet, da müssen die Bedenken schweigen, die zwischen dem guten Willen und der Ausführung gewöhnlich sich entgegen stellen, müssen dem Drange des Augenblicks weichen.

Dir den Eindruck zu beschreiben, den Dein Brief auf mich gemacht hat, würde nach den Sternen greifen heißen. Ich weiß selbst nicht welche sonderbare Gemüthsbewegung, wie mit eisiger Hand, mich ergriff, ich weiß nur, daß ich in Thränen ausbrach, daß ich Kopfschmerzen bekam und den Brief nicht bis zu Ende lesen konnte; daß ich ohne zu Nacht gegessen zu haben, mich niederlegte und des Nachts einen Fieber Anfall gehabt habe, denn diese lästigen Folgen zu großer Reizbarkeit stehen bei mir stets auf der Lauer, um bei der kleinsten Anregung über mich herzufallen. Hätte ich im Reiche der Zauberei etwas zu gebieten, ich würde das Fieber, die Fürstin des Elends, mit allen ihren abscheulichen Titeln und ihrem Hofstaat bleicher Gestalten nach der Wüste Sara verbannen, um dort an Löwen und Tigern ihre Kräfte zu prüfen.

Doch ich will das Fieber nicht länger necken, es möchte sich sonst an mir rächen und Dir lieber sagen, wie groß mein Verlangen ist, Dich zu sehen und zu trösten, weil Du doch behauptest:

daß Du bei mir allein noch glücklich seyn könntest. Komme, ich wiederhole es, komme zu mir; meine Thür soll jede Stunde des Tages und der Nacht offen für Dich seyn; komm' unverzagt zu Deiner Freundin; fürwahr keine Arme sollen mit größerer Liebe Dich umfassen; kein Herz wärmer für Dich schlagen, als das Deiner Johanna, die es noch nicht vergessen hat, wie Du von Kindheit an sie mit Güte überschüttet hast. Und nun scheinst Du in Deinem Briefe zum zweifeln, ob ich Dich auch unverzüglich aufnehmen würde, o das wäre unverzeihlich! wenn das Kind sich eine Beule gestoßen hat, muß man es darauf küssen, aber es nicht durch schmerzhaftes Drücken bestrafen; erst einen Kuß dann ein ernstes Wort und endlich eine ernste Warnung vor neuem Straucheln, sieh dies sind die Mittel, wodurch man alte Schäden heilt und neuen vorbeugt. Dein Zweifeln hat mich, — um Dir die Wahrheit zu sagen, — bös auf Dich gemacht, so daß ich einen Augenblick bei mir berieth, auf welche Weise ich Dein unbilliges Vermuthen bestrafen sollte.

Noch eins: ich bin zu allem bereit, was nicht gegen meine Grundsätze streitet, wohl überzeugt, daß Du mir nichts derartiges zumuthen sollst; ich sehe Dir nun entgegen; Dein Zimmer ist bereit; Dein Stuhl steht von heute an an dem Fen-

ster, das die Aussicht auf die von Dir geliebte Pappelallee hat; Dein Couvert liegt neben dem meinigen und dem meines kleinen Wildfangs; Dein Günstling, der blaue Papagei, den ich, wegen seines betäubenden Geschreies aus meinem Zimmer verbannt hatte, steht seit diesem Morgen auf der Kommode unter Deinen Bildniß und meine Kinder sind beschäftigt ihm Deinen Namen sprechen zu lehren; mit einem Worte, alles was Dir lieb und angenehm ist, wartet auf Dich, gleich der Garde auf ihre Fürstin. Wie glücklich ist man, wenn man sich mit Kleinigkeiten vergnügen kann! Ich weiß, daß Du die Fürstin in ihrer Kutsche mit der glänzendsten Bedienung nicht beneidest, wenn Du Dich in Deinem Zimmerchen, rechts über der Pappelallee in traulichem Gespräch mit Deiner Freundin befindest oder an ihrer Seite die Gegend in allen Richtungen durchstreifst; um die Natur in ihrem Erwachen zu belauschen, die bald ihr Winterkleid ganz ablegen wird. Es sind kleine Vergnügen, die von den sogenannten Großen nicht darunter gezählt werden; Kleinigkeiten erfreuen das menschliche Herz oft mehr als schimmernder Tand; denn nicht das ist der wahre Werth einer Sache, der dieser vom großen Haufen zuerkannt wird, sondern die Werthbestimmung bestimmt die Schätzung, die wir selbst geben und diese ist dann

so launisch, daß sie oft den Kieselstein nicht gegen einen Diamant vertauscht. ! Glückliche Zufriedenheit! wie liebreich hat Gott Dich ausgetheilt, um jeden mit seinem Geschick zu versöhnen.

Doch nein! ich will nun mein Philosophieren lassen, ich möchte Dir sonst zum Gähnen verhelfen, küsse vielmehr Deine würdigen Eltern von mir und komme, damit ich Dir bald beweisen kann, daß Du richtig dachtest, als Du mich die Arme nach Dir ausstrecken und Dir das Wort „Vergebung" zuflüstern sahst. Lebe wohl, geliebte unglückliche Freundin."

Johanna Blumendorf.

N. S. Meine lieben Kinder klagen heute sehr über Kopfschmerzen, ich fürchte, daß sie das Scharlachfieber bekommen, das hier sehr häufig unter der Jugend haußt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Thränen der innigsten Freude fielen auf diesen Brief herab. Lange hatte Elisabeth nicht so frei geathmet, als seitdem die Freundschaft ihr vom stillen Lande zugewinkt hatte, damit sie in ihrem

Schooße genese und Ruhe finde von Lasten, die ihr Herz bedrückten. Mit inniger Freude theilte sie den Inhalt des theueren Briefes ihren Eltern mit. „Siehst Du wohl," sagte Frau Müller, „daß ich nicht unrecht hatte, wenn ich meinte, daß die Tugend das Unglück nicht von sich weisen und Dich Frau Blumendorf mit offenen Armen empfangen würde. Ich habe ihr Herz früher geprüft und es nicht anders als gut erfunden. Es ist ein wesentliches Glück, solch' eine Freundin zu besitzen; man findet wenige ihres gleichen; sie sagt nichts, was sie nicht aufrichtig meinte; wie Viele giebt es nicht, die, mit Worten der Freundschaft auf den Lippen, nur eine Gelegenheit abpassen, um Dich hinterm Rücken zu verleumden. So ist aber jetzt die Welt."

„So ist es alle Zeit gewesen, liebe Frau, — erwiederte Müller, — Charakter, die etwas von Kain und Judas haben, gab es immer. Die Menschheit ist ein Gemisch von Gutem und Bösem; Halbthiere und Engel wohnen aber unter einem Dach und nennen sich Brüder, obschon sie sich hinsichtlich ihrer Denkungsweise wie*) Mendozat und Fenelon gleichen."

---

*) Auf dieses Mannes Antrag wurde im 15. Jahrhundert die Inquisition durch Ferdinand, dem Katholischen, in Spanien eingeführt.

„Was sind das für Männer?“ frug Elisabeth.

„Kennst Du die nicht, mein Kind! der erste war ein Wütherich, der, nur um sich zu bereichern, den bessern Theil seiner Mitmenschen vertilgen wollte und deshalb die ungeheuersten Martern erdachte; der zweite ein sanftmüthiger Priester, der die reinste Sittenlehre predigte und seinem königlichen Schüler, dem jungen Herzog von Bourgogne die Achtung für die Rechte der Menschheit einprägte, bis er durch die List eines Nebensbuhlers vom französischen Hofe verbannt wurde.“

„Lassen wir die Geschichte ruhen, lieber Mann — unterbrach Frau Müller — und Halbmenschen und Halbengel wie Spreu und Korn sich durcheinander werfen, doch ich bleib ein für alle Mal dabei, daß die Welt sehr tief gesunken ist und mehr und mehr vom Guten abweicht.“

„Ich finde just das Gegentheil,“ entgegnete Müller mit mehr oder weniger Heftigkeit, — die Welt ist jetzt weniger schlecht, als sie früher war; es ist wahr, daß um den Besitz eines Dorfes oder Städtchens Ströme von Blut von den Fürsten vergossen werden, aber schlag die Geschichte nach, ob das nicht in allen Jahrhunderten so gewesen ist, und, nimm es mir nicht übel, wenn auch der Schein der Frömmigkeit und Eingezogenheit

jetzt nicht mehr so groß ist als vor diesem, allein der Glaube wird jetzt auch weniger mit Grausamkeiten besiegelt; die Mordthaten im Namen Jesu — der die Sanftmuth selbst war, — sind doch jetzt nicht mehr so an der Tagesordnung als zu den Zeiten der Ferdinande und Medicis, wenn sie auch noch nicht ganz aufgehört haben, denn wohl dürfte noch eine längere Zeit vergehen, bis die Aufklärung eine solche Höhe erreicht hat, daß sie ganz verschwinden, aber sie sind doch viel seltener."

„Was gehn mich die Spanischen Gräuel an," antwortete Frau Müller, „ich sage, daß die Welt doch nicht ganz rein wird aber reiner war."

„Das wird, sie auch nicht werden Frau! — Sie gleicht nicht Leinwand, woraus man die Flecken waschen kann; unsere Natur ist unvollkommen und diese Unvollkommenheit wird bis zum großen Tag, mit dem das Reich unendlicher Vollkommenheit beginnt, fortdauren."

„Da sind wir noch weit entfernt, lieber Mann! es geht mit der Religion, wie 'mit dem Handel, beide gehen schwerer zurück als das Pferd laufen kann. Richten wir unsere Augen auf Frankreich, wo eine unsinnige Menge rathschlagt, ob sie das Daseyn Gottes annehmen oder läugnen sollen."

„Darin gebe ich Dir recht, Frauchen! aber die Gräuelthaten, ärger als Gotteslästerung, sollen

schon einmal auf die Häupter mit den rothen Jacobiner Mützen schwer herabfallen; freilich ist es jetzt in Frankreich etwas anders als zu jener Zeit, wo der König noch von einer Leibwache umgeben war, zu denen General-Kapitain er die heilige Jungfrau ernannt hatte.*) Hätte sein Nachkommen der unglückliche sechszehnte Ludwig dasselbe gethan, vielleicht würde ihn die himmlische Anführerin aus den Händen der Sansculotten erlößet und Santerre zu Karbonaden geklopft haben, als er, um die königliche Rede zu übertäuben, den Befehl zum Trommeln gab."

„Keine Profanieen, Mann! da halte ich nichts davon, lassen wir die Franzosen, Du hast mich mit Deinen Geschichtchen ganz aus dem Concept gebracht. Es ist jetzt nicht an der Zeit, Meinungen zu vertheidigen, sage mir lieber, ob Du Elisabeth zur Frau Blumendorf bringen willst, das ist ein erbaulicheres Geschwätz als das von den Sansculotten und der heiligen Jungfrau."

„Keine Spöttereien Frau, davon halte ich nichts."

„Lieber Müller, die Schuld liegt an Dir, Du hast mich dazu gebracht; antworte mir lieber auf

*) Dies geschah von Ludwig XI.

meine Frage, denn wahrlich in unserer jetzigen Lage ist nichts weniger an der Zeit als Scherzen."

„Dein Verweis ist unbillig, gute Frau! Kann ich durch Thränen und Klagen die Sachen ändern? Glaube mir, würde dies nicht unmöglich seyn, Du würdest mich nicht haben aufhören sehen, zu weinen. Ich habe, als mir Elisabeth ihr Unglück offenbarte, einen nicht geringeren Zoll an mein Vatergefühl bezahlt, als Du; aber ganz dürfen wir doch den Kopf nicht verlieren. Trauern schadet ohne zu nützen und darum will ich auch jedes Unglück von der fröhlichen Seite betrachten."

„Nun ja, thu' es wenn Du kannst, Du bist darin glücklich; Du hast Dir keinen Vorwurf zu machen und dann kann man wohl auch fröhlich seyn."

„So viel ich weiß, darfst Du Dir auch keinen Vorwurf machen, liebe Frau!"

„Nein, Gott sey Dank! Ich bin zwar allerdings unvorsichtig gewesen, daß ich Elisabeth so viel Freiheit gelassen habe, indessen, ich that dies ohne böse Vermuthung und ohne arge Absicht."

„Davon bin ich überzeugt, liebe Freundin! Doch laß uns dies Gespräch abbrechen, es ist zu betrübend für Elisabeth. (Elisabeth weinte hinter ihrem Tuch.) Weine nicht Kind! — fuhr Müller fort, ihr die Hand reichend. — Du bist die Ein-

zige nicht, die auf dem Glatteis der Liebe gefallen ist. Tröste Dich, so gut es Dir möglich, betrage Dich für die Zukunft wohl so wird Gott seine Hand nicht von Dir abziehen; sey ruhig, ich werde Dich zu Johanna bringen."

Mutter und Tochter fielen dem Vater in die Arme und nach längerem Gespräch über die Reise, wurde beschlossen, daß diese schon am andern Tage vor sich gehn sollte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Mit Augen, die sorgenvoll nach oben geschlagen waren, saß Wittwe Blumendorf vor dem Krankenbette ihrer zwei Lieblinge, Beide kämpften mit dem Scharlachfieber: Marie schlummerte, doch Rudolph seufzte unter der Hitze eines schweren Fiebers. Er träumte stets von seinen bleiernen Helden, womit er sich in den frühen Abendstunden beschäftiget hatte und ermahnte sie zur Tapferkeit mit einem Feuer, als ob er bei seinem Erwachen den Streit des Atrides und Achilles mit Feuer und Schwerdt schlichten wollte. Die Glocke schlug die zehnte Stunde; Johanna war willens die ganze

Nacht zu wachen, ihre alte Dienstmagd war bereits zu Bett, der treue Hund — ein Liebling ihrer Kinder — lag schlafend zu ihren Füßen und hatte sich mit Pflichtverletzung des Fußkissens seiner Herrin bemächtiget; nur dann und wann schaute sie nach dem langsamen Fortschreiten des Zeigers der Uhr, von der jeder Pendulschlag sie an die Vergänglichkeit alles Irdischen errinnerte, und wurde tief durch den Gedanken bewegt, daß doch der Mehrsten kurzes schnelles Leben mit Widerwärtigkeiten aller Art vergesellschaftet sey.

Unwillkührlich nahm sie Elisabeths Briefe aus ihrem Nähtischchen; und dessen wehmüthiger Ton drang in ihr Innerstes. In tiefen Nachdenken beklagte sie Elisabeths Loos, als plötzlich das Anschlagen des Hofhundes und sein Rasseln an der Kette ihr die Annäherung eines Fuhrwerks verkündete; es hielt vor ihrer Thür still. Johanna eilte zum Fenster und sah eine Frau aussteigen: sie wollte so eben aus dem Zimmer treten, doch zwei geöffnete Arme empfiengen sie; es war Elisabeth, die sie an ihr Herz drückte.

Der Empfang war herzlich, theilnahmsvoll. Auch Müller empfieng seinen Theil der ersten Freundschaftsbezeugungen und nur erst nach einer Viertelstunde, in der man sein Herz ausgeschüttet hatte, kam man zu ruhigen Ueberlegungen, die

allerdings von Wichtigkeit waren, die ich indessen nicht in allen ihren Theilen mittheilen will. Die vornehmsten Punkte waren: daß Elisabeth sich für die Frau eines Officiers ausgeben sollte, der im Felde sey. — Dies aber konnte um so leichter geschehen als Johannas Dienstmagd Elisabeth nicht kannte. Elisabeth sollte in Johannas Haus ihre Niederkunft erwarten, das Kind im benachbarten Dorf getauft werden und dies später bei Johanna bleiben, die für eine Amme sorgen und es dann mit ihren Kindern groß ziehen wollte und man kam überein, daß Müller dafür eine gewisse Vergütung an Frau Blumendorf übermachen sollte.

Schon am andern Tag kehrte Müller nach Hause zurück und ließ Elisabeth unter Johannas Schutz.

In so weit die Ruhe in ihr Herz eingezogen war, lebte das Mädchen nun auch ruhig, doch wechselten Stürme des tiefsten Schmerzes und größte ungestörteste Ruhe täglich bei ihr mit einander ab, so daß man in den verzweiflungsvollen Blicken von heute unmöglich die ruhigen Gesichtszüge von gestern wiederfinden konnte und man unter den Lächeln des Morgens die Thränen des Abends nicht gesucht haben sollte. Allein so ist der menschliche Charakter; Hoffnung und Furcht wechseln in demselben eben so, wie Licht und Dunkel am

Himmel; in den ersten Strahlen der Morgensonne sieht man oftmals eine Welt voll Glück, in den Nebeln des Abends aber das Gegentheil und alle die Freuden, alle die Schmerzen sind Kinder unserer Einbildungskraft; man quält sich mit einem düstern Schatten, man erfreut sich an einem Schimmer von Licht, beide verschwinden so, wie sie kommen, lassen in uns nichts denn die Gewißheit ihres Betrugs zurück und gleichwohl beginnen wir unser thöricht Einbildungsspiel doch auf's neue, als wäre es unsere größte Seligkeit, um ein Nichts zu jauchzen, um ein Nichts zu trauern. Würde es nicht besser seyn, die Spuren unseres eigenen Machwerks schon in der Geburt zu ersticken und im billigen Vertrauen auf Gott die Ereignisse abzuwarten, die seine Weisheit uns auflegt und die wir eben so wenig durch die Ungereimtheit unsers Geschreis als durch dieser Muthlosigkeit entfernen können?

Nach einem solchen Leben von vier Monaten schlug endlich die Stunde, die die Natur zur Geburt des Nachkömmlings von Heinrich de Noverre bestimmt hatte. Elisabeth gebar einen Sohn, sie litt wenig bei der Geburt und genaß bald vollkommen.

In einem herrlichen Thale, mitten in dem düsteren Grün hundertjähriger Kastanienbäume lag die Wohnung des Dorfpredigers. Nahe dabei

stand eine kleine Kapelle, in welcher der Prediger öfters in der Winterzeit, wenn die Wege nicht gut zu passiren waren, vor seinen Nachbarn und deren Familien predigte; in dieser Kapelle aber war es, wo Elisabeths Kind auf das Gesuch der Frau Blumendorf, vor der der Prediger viele Achtung hatte, besonders und im Geheimen getauft werden sollte. — Elisabeth wollte ihren Sohn selbst aus der Taufe heben; sie näherte sich also dem frommen Manne und dieser las mit Würde das Taufformular und sprach dann mit Andacht das Gebet; allein Elisabeth fiel ganz aus ihrer Rolle als Officiers-Frau und verrieth sich durch ihre Empfindungen selbst. — Das Kind empfieng nach seinem Vater den Namen Heinrich, als aber der Prediger nach dem Namen des Vaters frug, den er in's Kirchenbuch einzutragen habe, brach Elisabeth in Thränen aus. Den Prediger bei der Hand fassend, sagte sie, mit gen Himmel geschlagenen Augen, „dort oben hat mein Kind zwei Väter, den großen Gott und meinen Bräutigam, hier auf Erden hat es keinen; doch was sag' ich? Gott ist überall und soll für mein Kind eben so wohl sorgen, wenn es auch die Frucht unbesonnener Liebe ist; das unschuldige Wesen hat keinen andern würdigen Titel als seine Unschuld und diese gilt bei Gott für die würdigste Abkunft."

Sie konnte nicht weiter sprechen und früher hatte Johanna vergebens versucht das verzweifelnde Mädchen zum Schweigen zu bringen, Alles war fruchtlos; sie sank auf einen Stuhl nieder, hatte jedoch so viel Bewußtseyn, ihr Kind fest in ihren Armen zu halten. Durch Anwendung einiger Riechmittel kam Elisabeth bald wieder zu sich, so daß sie das Nachgebet – das sehr zweckmäßig war — im Stande war, anzuhören. Der Prediger, der die nicht durch die Kirche geheiligte Geburt des Kindes leicht errathen konnte, war bescheiden genug, keine weiteren Fragen deshalb zu thun; er wandte das Gespräch auf einen andern Gegenstand und geleitete mit der größten Höflichkeit Elisabeth nach dem Wagen. Hier erhielt sie einen leichten Verweis von ihrer Freundin Johanna, da diese wohl nicht mit Unrecht tadelte, daß Elisabeth im Augenblick, wie der gegenwärtige gewesen, ihr Gefühl nicht besser in Zaum zu halten wisse und dadurch der Sorge, die man zur Bewahrung des Geheimnisses getragen hatte, so entgegen wirkte, daß zu fürchten stand, wenn sie sich künftig nicht anders betrüge, ihr Geheimniß ein gleiches Schicksal mit dem jenes Mannes in der Fabel haben werde, der dies seiner Frau vertraute.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Elisabeths Gesundheit ließ nichts zu wünschen übrig und nach kurzer Zeit kehrte sie mit den Rosen eines neuen Lenzes auf den Wangen zu ihren Eltern zurück; — doch die Sehnsucht ihres Herzens zog sie nach dem Platz, wo die Lieblichkeit ihres Kindes sich zu entfalten begonnen, daß sie nicht lange davon entfernt seyn konnte; auch war es höchst nöthig, ernstlich zu berathen, wie man zu Werke gehen müsse, um die Anerkennung des Neugeborenen von Seiten der Familie in Frankreich zu erlangen. Frau Blumendorf, die in allen Sachen viele Scharfblicke besaß, hatte de Noverres letzte Erklärung gelesen, das Portrait gesehen und war der Meinung, daß Elisabeth die Reise nach der Picardie unternehmen und ihren Sohn der Großmutter anbieten müsse, damit die Familie ihn anerkenne und so ihm das Erbtheil seines Vaters nicht entgehen könne.

Elisabeth erschrack über diesen Vorschlag und erröthete darüber so, daß diese Röthe dem westlichen Horizont glich, wenn der Sonne Antlitz in die Fluthen des Meeres versinkt. Sie brachte

tausend Schwierigkeiten dagegen auf, doch Johanna hatte eben so viel widerlegende als überzeugende Worte in Bereitschaft, so daß Elisabeths Bedenklichkeit aus dem Felde geschlagen wurde und sie endlich einstimmte, mit Bewilligung ihrer Eltern und unter Begleitung ihres Vaters die Reise zu unternehmen.

Man fuhr nach der Stadt und dort stellte Johanna ihren Plan mit der Geschicklichkeit eines wackern Advocaten auf das klarste und überzeugendste dar. Müller zuckte darüber nur dann und wann mit den Achseln, seine Frau indessen schloß sich ganz Johannens Meinung an und unterstützte deren Vorstellung auf's kräftigste.

Johanna war der Meinung, daß man vorerst Frau de Noverre schriftlich sein Beileid bezeigen müsse und zwar auf eine Weise, die in der Dame das Verlangen, Elisabeth zu sehen, erregen könne. Man beschloß nun die Geburt des Kindes nicht zu melden, sondern nur, daß de Noverre einige Zeit in Müllers Hause gewohnt habe, und allgemein geliebt worden sey, er Elisabeth innig geliebt habe und diese und ihr Vater in seinen letzten Augenblicken bei ihm gewesen wären und seinen letzten Willen empfangen hätten.

In dieser Art wurde ein Schreiben an Frau de Noverre abgesandt und hatte ganz den gewünsch-

ten Erfolg. Sie wünschte sehnlichst, über die Umstände des Todes ihres einzigen Sohnes, den sie zärtlich geliebt hatte, von Augenzeugen unterrichtet zu seyn und bat deshalb Müller, zu ihr zu kommen. Welche Mutter von Gefühl sollte nicht einen gleichen Wunsch gehegt haben? Liegt nicht eine gewisse Art von Trost darin, von dem geliebten Pfand sprechen zu hören, besonders wenn die Hoffnung, sein Kind im Leben noch einmal zu sehen, verschwunden ist? Ist es nicht wünschenswerth für das liebende Herz, von dem Gegenstand, der von diesem losgerissen wurde, gleich der Rose des dahin welkenden Strauches, dessen letzte Zierde diese war, mit gefühlvoller Erinnerung sprechen zu hören? Sind theilnehmende Erzählungen empfindsamen Herzen nicht am meisten willkommen, wenn diese mit Wesen in Verbindung stehen, die denselben theuer waren und verlieren die entsetzlichsten Schilderungen nicht einen Theil ihrer Fürchterlichkeit, durch ein glühendes Verlangen nach Einzelnheiten, die den höchsten Antheil einflößen und die man lieber voll innigster Empfindung vernehmen, als ganz unkundig derselben bleiben mag; so stark wirkt Theilnahme auf das menschliche Herz.

Die gewünschte Antwort blieb nicht lange aus; der Brief warf einen Strahl von Hoffnung in

Elisabeths von Angst erfülltes Herz, denn diese, wenn sie auch früher ihren Heinrich nicht geboren zu haben, wünschen mußte, hätte doch jetzt nach seiner Geburt diesen nicht um alle Schätze der Erde hingegeben. Als ein heiteres Bild künftigen Glücks schwebte ihr die Anerkennung ihres Sohnes durch de Noverres Mutter vor Augen. Sie hielt diese Anerkennung jetzt für mehr wahrscheinlich als zweifelhaft; jedes Hinderniß, jedes hinterlistige Schleichen der Habsucht oder Mißgunst, jede Gegenrede der Hoffart und des Adelstolzes räumten ihre glückwünschenden Gedanken aus dem Weg; — ihr Sohn war bereits anerkannt und überall als der reiche Erbe adeliger Güter geehrt — schon dachte sie sich das liebe Blondköpfchen an der Großmutter Brust gedrückt, gleich der zarten Blüthe an dem verdorrenden Stamm — vor ihren innern Augen sah sie bereits ihren Heinrich im blühendem Jünglingsalter, an Frische gleich dem heitern Frühling, wo tausende von Rosen ihre Kelche öffnen, der Geruch zahlloser anderer Blumen die milde Luft erfüllt und ihre Häupter fröhlich und zierlich über die kurz noch mit Schnee bedeckte Erde erheben. Dann sah sie den geliebten Sohn als Erbherr zwischen seiner Mutter und holden Braut die Hütten der Armen besuchen, überall wohlthun und Seegen bringen, gleich wie ihn Gott segnete; dann

wieder ward er zu hohen Ehrenstellen berufen und zur Zierde seines neuen Vaterlands; dann sah sie seine Nachkommen und küßte die Enkel, die der Großmutter Stuhl umspielten; endlich stand er an ihrem Sterbebett und drückte seine männliche Hand auf ihr Haupt; sie sah seine kindlichen Thränen fließen und nahm Abschied von einer Welt die ihr der Schmerzen viele, doch der Freuden noch mehre gebracht hatte.

So träumte die Mutter das schönste Lebensglück ihres Sohnes. Von der Seifenblase, die vor ihrem Geist schwebte sah sie nur die Farben, daß diese platzen müsse, kam in ihr nicht auf und daß Luftschlösser nicht undauerhafter sind als in dem Kopf einer jungen Frau, glaubte sie eben so wenig als daß die Wünsche und deren Erfüllung öfters weit von einander entfernt sind. Die Zeit hat ihr gelehrt, was ihre Pläne waren, die alle auf flüchtigen Rädern auf ebenen Wegen dahin rollten, denn unsere Einbildung ist immer willig, Alles so zu schicken, wie wir es gern wünschen; wie indeßen das Schicksal es überdacht hatte, werden wir im Verfolg unserer Geschichte hören und vielleicht einst Elisabeth noch zurufen: Laß Gott sorgen, er weiß was uns gut ist.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Frau Marquise Charlotte de Noverre, geborene de Rougemont war eine hochmüthige Französin, in der eine sich widerstreitende Mischung von Tugenden und Gebrechen sich vereinigte. Voll von Vorurtheilen liebte und verachtete sie nichts, so liebenswürdig oder verächtlich es auch seyn mochte, als nur wenn es ihr eigenes Ich, für das sie sehr eingenommen war, als solches erkannte. In Uebereinstimmung mit ihrer Lebensweise, die sehr veränderlich war, liebte sie zum Beispiel es nicht, allgemein verachtet zu werden, allein sie verachtete es auch, allgemein geliebt zu werden. Sie war mildthätig, doch wußte sie nicht, weislich ihre Wohlthaten auszutheilen und gab oft dem Bedürftigkeit schlau Heuchelnden das, was der wahre Hülfsbedürftige nicht hatte von ihr erlangen können, weil sie gewohnt war, nur ihrem eignen Urtheil zu folgen und sehr oberflächlich zu urtheilen. Sie war gefühlvoll, doch öfters bei Fällen, die ihren Sitten keine Ehre machten, wohl aber ihrem Charakter Schande, weil sie oft über das heute weinte, worüber sie am andern Tage lachte, je nachdem der

verwünschte Champagne-Wein, den sie sehr liebte, einen mehr oder minderen Eindruck auf ihr Nervensystem gemacht hatte; denn an diesen Rebensaft schienen die Saiten ihres Gefühles festgekettet zu seyn.

Im Umgang konnte sie höchst liebenswürdig aber auch sehr unangenehm seyn, weil ihre veränderliche Weise einmal keine Beständigkeit kannte und sie eine Art von Behagen darin fand, dem Einen sehr einnehmend, dem Anderen sehr mürrisch zu begegnen. Dieses Betragens wegen führte sie bei ihren Bekannten den Namen „Wetterfahne" und man frug sich unter einander, wenn man sie besucht hatte, ob heute Nord oder Süd geweht habe. Ihr Aufbrausen, das sie nicht bezähmen konnte, hatte ihr manche Unannehmlichkeiten zugezogen, doch wandelte sich dieser Zorn so plötzlich in Ruhe, daß man sich keine Vorstellung machen konnte, wie so rasch das Blut ihres Herzens vom höchsten Maaß der Hitze auf den Gefrierpunkt der Ruhe herabsinken konnte. In den Augenblicken ruhiger Ueberlegung war Frau de Noverre verschwänderisch in ihren Schmeicheleien und verstand ganz die Kunst den Stachel aus den Herzen ihrer Schlachtopfer zu entnehmen; — ein Charakterzug, der ein großes Gegengewicht wider die Schale ihrer Unbilligkeit abgab.

Für ihren Glauben, den römisch-katholischen, hatte sie eine besondere Vorliebe und es war diese den Tugenden und Gebrechen, die ihr eigen waren, zuzuzählen. Von ihrer frühesten Jugend an in einem Kloster erzogen, hatte sie von der dort herrschenden Scheinheiligkeit keinen Begriff erhalten, wohl aber eine falsche Bigotterie und die größte Unduldsamkeit eingesogen. Ihr Verstand, worinnen Keime der Gesundheit lagen, war in der Gesellschaft der nutzlosen Wesen eher unterdrückt als entwickelt worden; alle üble Gewohnheiten hatte sie in dem unseligen Erziehungsstift angenommen und die guten Anlagen, die die Natur, — obschon sie ihre Gaben sehr verschieden vertheilt, — in jedes jugendliche Gemüth gepflanzt hat und die als ein Erbtheil höherer Abkunft in ihm verborgen liegen, — diese guten Anlagen waren durch die Frauen — die sich Schwestern des Himmels nennen, — ganz bei ihr erstickt worden und später ging sie an dem Laufband eines scheinheiligen Beichtvaters, der sie — als Ausnahme von der Regel — leiten und bilden konnte, wie die warme Hand den Schnee.

Pater Anselmo war ein Erz-Jesuit, der durch eine behende Verläugnung seiner unheilvollen Lehrsätze der Umwandlungswuth der Zeit entgangen war und durch augenblickliche Ableistung jenes be-

rüchtigten Priestereides auf die damalige Constitution, sich in seiner Parochie in der Picardie zu erhalten gewußt hatte. Dieser Posten aber war nicht unvortheilhaft für ihn. Seit Jahren bereits hatte er sich bei der Marquise Eingang zu verschaffen gewußt und durch den längeren Umgang, das Zurschautragen großer Gottesfurcht und einen überzeugenden Ton in seinen Reden eine vollkommene Oberhand über diese erworben. Auf der bleichen Stirn thronte unter dem Schein der Sittlichkeit wirkliche Untugend und in dem, von der geweihten Cassula*) bedeckten Herzen wütheten der satanischen Gefühle so viele, als, (man verzeihe mir das Bild) Maden im verdorbenen Käse. Unduldsamkeit war die geringste Untugend dieses sogenannten Dieners unsres Herrn, dessen heiligste Pflicht hätte seyn sollen, Eintracht und Liebe unter den Kindern eines Vaters zu predigen, der keinen Unterschied des Glaubens kennt, wenn nur der Weg, auf dem man sich Ihm nähert, der der Tugend, des Glaubens und der Liebe ist.

Er war arglistig bis zur Bösartigkeit; habsüchtig bis zur Nichtswürdigkeit; wollüstig wie ein Türkischer Großer und falsch wie eine Katze,

*) Cassula ist das prächtige Oberkleid des Priesters, wenn er die Messe verrichtet.

die unter freundlichem Geschnurre auf die Gelegenheit lauert ihre Krallen der sie schmeichelnden Hand fühlen zu lassen. Durch Uebung hatte seine Heuchelei so den Schein inniger Gottesfurcht angenommen, daß das schärfste Auge sich bei Beurtheilung seiner wahren Gesinnunflen würde getäuscht haben. Sein graublaues Auge behielt im häuslichen Kreise denselben Ausdruck von Demuth, womit er dasselbe vor dem Altar zum Hochwürdigsten aufschlug. Keiner seiner Gemeinde sprach flehender unter dem Zeichen des Brustschlagens das „**mea culpa**“ aus, als er, und doch war gewiß keiner unter ihnen, der weniger Demuthsgefühl besaß, als er. Selten wurde Durantes meisterhaftes **Requiem** gesungen, wo er nicht bei den Worten „**requiem aeternam dona eis, domine, et lux perpetua luceat eis**“ geweint hätte, doch würde die Frage an ihn gestellt worden seyen, ob dies Thränen der Selbsterniedrigung seyen oder ob sie mehr Krokodilartiges an sich trügen, so hätte der Weinende ruhig das letztere versichern können.

Selten lachte er, doch verzog ja ein Lächeln seinen Mund, so glich der blaubärtige Mann einem Mops, der die Zähne zeigt, weil er geweckt wurde. — Eben so selten sah man ihn schnell oder eilig gehen; seine dünnen Beine, worauf sein Körper gleich einer schlanken steifen Säule ruhte,

waren so sehr an den gravitätischen Processions-schritt gewöhnt, daß es schien, als ob diese nach der damals erfolgten Abschaffung jener oft etwas sonderbaren Aufzüge, das Gedächtniß daran bewahren wollten.

Noch mehr Fehler und Untugenden jenes priesterlichen Schauspielers aufzuzählen, halte ich für unnöthig; es wird den Lesern genug seyn zu, wisssen, daß unter der Heerde von einigen tausend Seelen kein so räudig Schaaf zu finden war, als der Hirte selbst.

Dies war nun der Mann, der sich einen Diener des Herrn nannte, und dem Frau de Noverre nicht allein ihre Achtung, sondern auch ihr ganzes Vertrauen schenkte, der von ihr mehr zog als von seiner ganzen Parochie und der sich, bei der Nachricht vom Tode ihres Sohnes, zum Erben ihrer Güter ausersehn hatte. — Seine Scheinheiligkeit, seineSorge für das Seelenheil der Wittwe, seine Gebete für ihr zeitliches Wohl waren ohne Beispiel. Nie sprach er von der Dame seligen Zukunft und ihrem kurzen Aufenthalt im Fegefeuer, aus dem er sie auf's baldigste herauszubeten hoffte, daß nicht die gute Frau — denn gegen den Pater war sie immer gütig — in Thränen ausgebrochen wäre, während Anselmo, in den Augenblicken, wo sie flehend nach dem Himmel sah, einen wohlgefälligen Blick auf die Geldkiste

warf, die in der Ecke stand und vor der er mehr Ehrerbietung hatte als vor dem heiligen Altar.

Bereits in den Jugendjahren des seligen de Noverre, hatte Anselmo diesen Einfluß auf dessen Mutter, und der fröhliche Knabe durfte, wie man zu sagen pflegt, keinen Finger naß machen, ohne daß es der Beichtvater nicht gewußt hätte. Der gute Heinrich haßte ihn auch vom Grund des Herzens und hatte ihn bereits mehrere zwar häßliche, doch wohlverdiente, Possen gespielt, worüber er sich vielen Züchtigungen aussetzte. Doch auch dabei folgte der Tartuf seinem Muster, den oftmals den gestrengen Mutterarm von dem wehklagenden Knaben abziehend, sagte er mit Orgon's Freund.

Ma soeur, au nom de Dieu, ne vous emportez pas!
I'aimerais mieux souffrir la peine la plus dure,
Qu'il eut reçu pour moi la moindre égratignure.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Mit einem hoch klopfenden Herzen, worin Hoffnung und Furcht, Schaam und Kleinmuth um die Oberhand stritten, näherte sich Elisabeth mit ihrem Vater der Picardie. Nie hatte ihr Auge fruchtbarern Landstrecken als diese, geschaut; einem goldenen Tuche gleich, das vom Wind bewegt wird, wogte über dem gesegneten Boden das reifende Korn, aus dem hier und da vielfarbige Blumen hervorleuchteten, als ein Bild; wo sich das schädlich Angenehme mit dem Nützlichen vermengt, um das Eintönige des Letzteren zu entfernen. Denn wie der Epheu, der den Stamm des Baumes so schön verziert, diesen am Wachsthum hindert, so rauben die Blumen dem Korn einen Theil der Säfte, die der väterliche Grund für die Saaten bestimmte.

Viele Bauermädchen und Knaben, Greise und Kinder verrichteten wie in Deutschland auch hier die Feldarbeiten; so viel es die dunklen Punkte ihrer Gedanken ihr gestatteten, beschaute Elisabeth alles mit reger Neugier; die Trachten und den Reichthum der Felder ausgenommen, wähnte sie

noch in ihrem Vaterland zu seyn, obschon sie schon längst unter Frankreichs fröhlichem Himmel dahinrollte. Müller war im Nachdenken verloren; er arbeitete sich im voraus im Gedanken mit den Möglichkeiten ab, die er zu überwinden haben werde, um erstens die Freundschaft der Marquise zu erlangen und dann das gewünschte Ziel zu erreichen.

Die Zurückgezogenheit ihres Vaters störte Elisabeth nicht wenig, so daß sie einmal selbst an der Innigkeit seiner Liebe zweifelnd, diesen unter Thränen frug „ob er ihr den Fehltritt wohl aus dem Grunde seines Herzens vergeben habe," worauf Müller ihr erwiederte: daß er sie zu sehr liebe, als daß er ohne Rücksichtsnahme mit ihr umgehen sollte und sie versichert seyn könne, daß er nicht mehr an ihre Schuld sondern allein an die Mittel denke, um deren Folgen zum Besten zu kehren.

Es war beim Beginn der Abenddämmerung, als in der Ferne hinter der grünen Wand eines Eichenwaldes die Spitze eines nicht sehr hohen Thurmes herauf tauchte, die über einem weißgrauen Schloß sich erhob und in ihrer mißgestalteten Bauart aussah wie die graue Mütze eines Baschkiren. — Beim Anblick dieses Gebäudes, das so einsam und gravitätisch in dem Gesichtskreis lag und gleich ei-

nem alten Klausner den hundertjährigen Wald zu bewohnen schien, überlief das Mädchen ein Schauder; ein Angstgefühl sagte ihr wie im Vertrauen, daß dies das Schloß Rougemont sey, wo ihres Sohnes Loos, ihr Schicksal und das ihrer Eltern beschlossen werden sollte.

Wie durch eine unsichtbare Hand dazu angetrieben, ließ Elisabeth die vorderen Wagenfenster herab und fragte den kurzen dicken Postillion, der gleich seinen dürren Mähren auf dem Bocke wie ein Oxhoft auf dem Lager schlaftrunken vorn über lag, wem das düstere Schloß gehöre, das man vor sich erblicke. Der erschrockene Mann, der sich auf dem zarten Ruf des Mädchens, wieder auf seine Stelle ins Gleichgewicht setzte, antwortete, indem er aus Achtung für den reichen Reisenden und aus Höfligkeit gegen die schöne Fragerin den Hut zog, „das Schloß gehört der Frau Marquise de Noverre und heißt Rougemont nach dem Geschlechtsnamen der Besitzer; — ihnen zu dienen Mademoiselle.“

Ein plötzlicher Schreck ergriff das zaghafte Mädchen. „Großer Gott! Vater!“ sagte sie mit matter Stimme, während das Herz ihr hoch im Busen klopfte und die Farbe ihres Gesichts wie weggezaubert schien, „Gott da sind wir ja da!“ mehr konnte sie nicht herausbringen. Müller nahm

seine Reiseflasche zur Hand und goß ihr einige Tropfen Limonade in den Mund, worauf sie nach einigen Minuten wieder zu sich kam. Sie brach nun in Thränen aus und den kleinen Heinrich vom Schooß des Großvaters nehmend und ihn an die Brust drückend, sagte sie schluchzend: „Unschuldiges Kind! möchte der Mutter Fehltritt nicht an Dir geahndet werden! — Großer Gott! der Du ein Vater aller Wesen bist, regiere das Herz der Frau, die die Schande von meines Kindes Haupt nehmen kann; — blicke auch auf die Mutter nieder — sie hat gefehlt, doch sie hat menschlich gefehlt, ihre Reue wird Deinem Auge wohlgefällig seyn; ach! vergüte dem Kinde die Schmerzen der Mutter; Deine Güte hat so oft auf mich gnädig hernieder gesehen, wirf auch einen Blick der Gnade auf mein unschuldiges Kind!“

„Sey ruhig Elisabeth!“ sagte Müller, während eine Thräne über seine Wangen rollte, „in verdrießlichen Augenblicken ist es unsere Pflicht die Geistesgegenwart nicht zu verlieren; Du darfst Dich in Deiner Lage nicht durch übermäßige Traurigkeit zu erniedrigendem Flehen verleiten lassen, sondern mit der Würde des Unglücks, das nichts Verachtungswerthes hat, der Marquise entgegentreten, denn dieß rührt ein edles Herz wohl immer. Sey gegen die Dame bescheiden, doch frei-

müthig, suche sie durch kleine Aufmerksamkeiten für Dich zu gewinnen und verblüme Deinen Fehler nur so weit als dieß die Wohlanständigkeit erfordert, denn die einfache Wahrheit, mein Kind! dringt eher zum Herzen als die ausgeschmückte Lüge, sie ist der Schlüssel zum Herzen, das sich nicht sicherer rühren läßt, denn durch eine kunstlose Erzählung."

Unter diesen und andern Gesprächen waren sie dem Landgute so nahe gekommen, daß Elisabeth die Lage desselben bereits genau unterscheiden konnte. Das Gebäude auf einem Hügel, von dem aus man eine nicht beschränkte Aussicht auf die blühenden Felder der Picardie hatte; und um dasselbe stand zwar ein Wald von Eichen, doch war dieser so geordnet, daß er keine der schönen Aussichten hemmte. Die Hornmusik, die der Postillion, nach der Sitte des fröhlichen Normanns, plötzlich anhob, war so anhaltend und stark, daß die Reisenden nicht mehr daran zweifeln konnten, daß sie an dem Ort ihrer Bestimmung angelangt seyen. Elisabeth ließ die Wagenfenster nieder und sah sich durch eine Anzahl fröhlich jauchzender Kinder der Arbeiter begrüßt, die vor der Allee ihre Wohnungen hatten.

An der Menge Statueen, die mehr grün als weiß sahen, und den Stempel der Verwahrlosung

an fast allen Theilen, besonders aber an den Nasen und Fingern, an sich trugen, sah man, daß die letzte Mode, die Sorge für die steifen Kinder eines frühern Geschmacks merklich entfernt hatte und die Zeit auch an diesen Steinen ihre Kräfte nicht fruchtlos geübt habe.

Ein vormaliger Springbrunnen, der indessen jetzt nur den Namen eines Schlamm-Behälters verdiente, prangte auf einer — oder verunzierte eine — sonst wohl angelegte Terasse. Die metallenen See-Nymphen bliesen nicht kristallhelle Ströme aus Mund und Busen empor, aber standen schwarz wie Mohrinnen und trocken wie Egyptische Mumien da, mehr geschickt um Abscheu als Vergnügen zu erwecken. — Neptunus hatte seinen Dreizack verloren, und die Tochter des Oceanus lag statt neben ihm zu sitzen, ohne Nase zu seinen Füßen. Die Tritonen mit ihren Muschel-Trompeten, die Najaden mit ihren fliegenden Lokken lagen durch einander in dem Schlamme des Wasserbehälters, der ehedem wohl mit einer Krone weißen Schaumes und in einem Kleide hellen Wassers prangte. Venus lag ohne Kopf nahe bei ihrem Bade; die Gratien um sie herum, nicht mehr Bilder der Schönheit und Jugend, sondern mehr Verwundeten auf dem Schlachtfeld gleichend, Euphrosine hatte einen Fuß, Thalia eine Wange

verloren; auch die unglückliche Aglaja hatte man an den edelsten Theilen des Leibes auf die muthwilligste Weise geschändet.

Die Zäune prangten in einem Sommerkleid der herrlichsten Blumen und Staudengewächse; es schien als wäre von alle dem verworfenen Göttervolk, das achtlos im Schlamm versunken war oder zum Aerger der Vorübergehenden in ungeziemender Stellung umherlag, die schöne Flora allein der allgemeinen Verwüstung entgangen und eine andere Galathea, belebt über den fruchtbaren Boden dahinwandle, Alles beseelend mit Duft und Leben, Alles erfreuend durch Farben und Lieblichkeit.

Der andere Giebel des Schlosses war im altgothischem Geschmack erbaut; an den mannigfaltigen nichtigen Zierrathen desselben konnte man beinahe das Jahrhundert erkennen, in welchem er gebaut worden war, ein späterer Verbesserer war wirklich ein Verhunzer gewesen, sein verdorbener Geschmack hatte das Antike mit dem Modernen in Harmonie bringen wollen und dadurch das Ganze verdorben; — einem grauen Haar steht kein Rosenkranz, einen gothischen Gibel zieren keine breiten Fenster mit Jalousien.... — Ueber dem Haupteingange prunkte das Familienwappen der Rougemont, unter demselben auf einem frisch geweißten

Simse das von de Noverre. Doch weder Müller noch Elisabeth bemerkten von dem Allen etwas; ihre Empfindungen waren nicht die aufmerksamer Reisender, die alles durchkriegen und, wenn es möglich wäre, auch hier und da ein altes Gebäude oder eine Ruine gern mit sich fortnehmen möchten, um ja an keiner Seltenheit vorbeizuziehen und nicht zu reisen wie der Zugvogel, dem es nur darum zu thun ist, viele Meilen in wenigen Stunden zu durchfliegen, doch dem, würde man ihn fragen, was er auf seiner Reise gesehen, nur die Wahl zwischen einer Unwahrheit und dem Wörtchen „Nichts" bliebe.

Die ersten gleichen dem Bauersmanne, der säet, pflegt und erndtet; die letzten nicht selten dem Jüngling in der Fabel, der erzählt, daß er auf seinen Reisen einen Hund gesehen habe, der so groß wie ein Pferd gewesen sey, endlich aber durch den verständigen Vater genöthigt wurde, zu gestehen, daß der Hund nur ein großer Hund und nicht größer als ein anderer gewesen sei.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Doch der Leser wird wünschen mit Müller und Elisabeth in's Schloß einzutreten, wo seiner sicher mehr belangreiche Scenen erwarten als vernichtete Springbrunnen und gothische Giebel; wohlan denn! er folge mir mit seiner Aufmerksamkeit.

Die Frau Marquise de Noverre hatte den Reisewagen halten sehen und war nach dem Haupteingang geschritten, um hier in der Mitte der großen Reihe Bilder ihrer Ahnen, die halb vermodert an den Wänden hingen oder hier und da mit beschädigten Nasen, — denn die ruchlose Hand des Verderbens hatte es meistentheils auf die Nasen gemünzt gehabt — auf Fußgestellen in hohen weißen Nischen standen, um hier, sage ich, ihre fremden Gäste zu empfangen.

Die schlanke stattliche Gestalt, die stolze Haltung und das düster schauende Auge der Marquise waren just nicht geeignet bei einem ersten Begegnen Vertrauen einzuflößen, hatten vielmehr etwas Abschreckendes, was einer innigen, vertraulichen Annäherung entgegenstand und mehr Ehrerbietung als Theilnahme erweckte. Elisabeth war so ange-

griffen, daß sie nur mit genauer Noth die hohen Marmortreppen ohne Stütze hinaufsteigen konnte und Müller ihr seinen Arm bieten mußte. Der Vater wollte das Kind tragen, doch dies ließ Elisabeth nicht zu, da sie dieses der Großmutter selbst darbieten wollte.

Ein nicht ungefälliges Lächeln und ein freundliches Willkommen — beides entsprungen aus der Marquise Entzücken über die ungewöhnliche Schönheit Elisabeths, — richteten das bebende Mädchen etwas auf.

Die mütterliche Zärtlichkeit, diese schöne Gabe der Natur, überwand jede andere Empfindung in dem Herzen der alten Frau; sie dachte beim Anblick derjenigen, die den letzten Athemzug ihres Sohnes belauscht hatten, den geliebten Sohn in der Schönheit und Jugendfrische, wie er sie verließ, mitten unter diese, und sie begann zu weinen. „Willkommen! Willkommen mein Herr Müller! Willkommen Mademoiselle!“ sagte sie, „also sie waren es, die meinen Sohn verpflegten. O ich danke Ihnen dafür! die Mutter weiß, was sie den Wohlthätern ihres Kindes schuldig ist.“

Und dann der weinenden Elisabeth und Müller die Hände reichend, fuhr sie fort: „ich bin höchst erfreut, Sie bei mir zu sehen. Folgen Sie

mir in den Saal, Sie werden gut bei mir aufgehoben seyn."

Elisabeth konnte nichts als einige leise Höflichkeitsbezeigungen stammeln, dagegen war Müller tüchtig auf seinem Platz. Er bezeigte mit höflichen Worten sein Vergnügen die Marquise zu sehen und sprach mit eben so viel Zierlichkeit als Freimuth von der Ehre und dem Glücke, das ihm zu Theil würde, die Bekanntschaft einer Dame zu machen, von der er schon so viel Gutes gehört habe.

Diese Einleitung schien der Marquise nicht unangenehm, sie verneigte sich und erwiederte das Kompliment nicht minder lebhaft. „Sie waren" — fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „also bei meinem Sohne in seinen Leiden. O erzählen Sie mir Alles, was Sie von ihm wissen! Sprach er wohl von mir? Hat er Ihnen nicht noch etwas an mich aufgetragen?"

„Er hat Sie, gnädige Frau" — stammelte Elisabeth — in „seinen letzten Augenblicken gesegnet und mir aufgetragen, mit diesem Kinde zu Ihnen zu gehen, um Trost und Hülfe bei einer Dame zu suchen, deren Herz so gut ist."

„Haben Sie in Wahrheit der Hülfe nöthig, Mademoiselle?" frug lebhaft die Marquise.

„Gewiß gnädige Frau! doch mehr noch dieses

Kind, das bei seiner Geburt schon vaterlos war."

„Darf ich wissen, wem das Kind angehört."

„Es gehört Ihnen und mir an, gnädige Frau! Es heißt Heinrich de Noverre."

„Wie" — rief mit der größten Verwunderung in Ton und Geberden die Marquise — „wie, mein Sohn war verheirathet und davon wußte ich nichts."

„Vor Gott verheirathet, gnädige Frau!" nahm Müller das Wort, da Elisabeth halb ohnmächtig auf einen Stuhl niedergesunken war, — „der Himmel kannte die Reinheit der Liebe, die unsere Kinder an einander fesselte. Und obschon dem Gesetz sein Recht nicht zu Theil worden ist, weil der Tod, der große Vereitler menschlicher Pläne, zwischen das Vornehmen und dessen Ausführung trat, so hat doch am Rande des Grabes ein feierlicher Eid Ihren Sohn mit meiner Tochter verbunden und Gott, der allein in das Innerste des menschlichen Herzens schaut, hat so viel Aufrichtigkeit in denen unserer Kinder erblickt, daß sein Segen die Unrechtmäßigkeit von ihrem Bündniß entnommen hat."

„Was sagen Sie, mein Herr!" sprach die Marquise mit Erstaunen, „das Kind ist der natürliche Sohn meines Sohnes? Gott, ist es mög-

lich, und warum hat kein Priester das Band geknüpft, ehe der Tod....

„Das war nicht möglich, gnädige Frau!" fiel Müller in die Rede, „Ihr Sohn war Kriegsgefangener; Niemand wurde zu ihm gelassen; nur List, Verkleidung und die Hülfe eines ehrlichen Soldaten führte uns an sein Sterbebett."

„Unglückliches Kind! Schandstein an dem Pfeiler meines Geschlechts!" sprach die Marquise in Verwirrung, „und ist denn gar kein Beweis vorhanden, der mir die Beziehung meines Sohnes zu Ihrer Tochter angiebt?"

„Ja", sagte Elisabeth seufzend, während die Marquise einen gemischten Blick des Mitleids und der Verachtung auf sie warf, „dieser Brief von meinem Bräutigam auf seinem Todtenbette geschrieben. — Dieses Portrait...."

„O ich erkenne die Züge meines Heinrich. Und dies ist das Medaillon mit meinem Bildniß, das ich ihm beim Abschied um den Hals hing. Unglücklicher Jüngling! mußtest Du so früh schon den Hoffnungen eines edlen Geschlechts entrissen werden!"

„Er lebt in diesem Kinde auf!" sagte Elisabeth mit einem Seufzer.

„Ja, doch wie lebt er wieder auf? Dies Kind ist ein Bastard. Sie kennen die Vorurtheile der

Welt. Sie wissen, wie viel Familien-Streitigkeiten selbst unter Fürsten wegen des Erbrechts durch Bastarde entstanden sind, wie viel Blut schon deshalb vergossen worden ist. Wie können die Titel, das Vermögen von funfzig legitimen Abkömmlingen auf ein Kind übergehen, das, mit runden Worten gesagt, ihr Wappen befleckt? Wie kann....

„Um Gottes Willen, gnädige Frau!" unterbrach sie hier Müller, „beleidigen Sie mein Kind nicht weiter; das Unglück lastet schon schwer genug auf ihr, als daß es eines zweiten Gegenstands bedürfe. Wenn es Ihnen keine Schwierigkeiten machte, dies Kind, trotz des innigen Flehens Ihres Sohnes auf dem Sterbebett, von sich zu stoßen, so wird der höchste Richter über uns gerecht richten und Ihrem Enkel vergelten. Hören Sie, gnädige Frau! was Ihr edler Sohn beim Abschiede aus diesem Leben zu Ihnen sprach!" und hier las Müller den Brief vor, den meine Leser bereits kennen.

„Sie hören, gnädige Frau, „fuhr Müller fort, „welchen Werth Ihr Sohn auf die Anerkennung seines Kindes setzte, wenn es nicht schon dadurch bewiesen wäre, daß er in Augenblicken, die allein Gott zugehören, sich mit dieser Angelegenheit beschäftigte und Ihnen, die doch das älteste Recht

auf seine Liebe hatte, in der Erwartung der Erfüllung seines Flehens den letzten Kuß anbot."

„Ich verstehe Sie, mein Herr!" entgegnete die Marquise etwas verstört, „doch sprechen Sie nicht zu früh mein Urtheil. Wer sagt Ihnen, daß ich das Kind gänzlich verwerfen will? Doch vorher will ich Rath pflegen mit einem Manne, der mein ganzes Vertrauen besitzt, einem Mann, der Gott fürchtet, nach seinen Geboten handelt und der — dies versichere ich Ihnen, mich zu keiner Unbilligkeit veranlassen wird. Sein Wille ist der meine; sein Urtheil geht tiefer, als das meine; sein Rath erscheint mir der beste. Lassen Sie uns für heute die Angelegenheit nicht ferner berühren. Erholen wir uns von den heftigen Erregungen. Wissen Sie, daß Sie mir von Herzen willkommen sind und vertrauen Sie auf meine Rechtschaffenheit, die selten gefehlt hat;" und sich zu Elisabeth wendend, fuhr sie fort: „hören Sie auf zu weinen, schöne Elisabeth! ist es mir möglich, werde ich Ihre Thränen trocknen; ist es aber nicht möglich, so sollen Sie mich doch gewiß nicht verlassen, ohne Zeichen meiner Theilnahme empfangen zu haben, denn ich beklage Sie jetzt und hoffe Sie einst lieben zu können," und nun den kleinen Heinrich von Elisabeths Arme nehmend, redete sie das Kind mit den Worten an: „Kind der Liebe!

wie sehr beklage ich den Zufall, der Dich nicht in anderen Verhältnissen geboren werden ließ! Mit welchen freundlichen, lieblichen Aeuglein blickst Du mich an. Mich dünkt, die Züge meines Heinrichs schauen mir aus Deinem Gesichtchen entgegen. Ja, unschuldiges Bübchen! mein Herz ist Dir nicht ungeneigt, dies schwöre ich Dir bei dem Schatten Deines Vaters; aber höhere Pflichten, die Welt, das Vorurtheil, der Schimpf.... Ach! wäre ich mit Deinem Vater gestorben, ich dürfte jetzt mich nicht durch die Möglichkeit quälen, mich von Dir lossagen zu müssen." Hier wischte sie ihre Thränen ab. Bleich und erwartend, ob die Stimme des Blutes oder die der Vorurtheile die Oberhand gewinnen werde, stand Müller an ihrer Seite, bis die Marquise die ängstliche Pause durch die Frage an Elisabeth unterbrach: „Ist das Kind getauft?"

„Ja, gnädige Frau!" antwortete diese.

„Gott sey Dank, daß es in dem einzig wahren Glauben unserer lieben Mutter, der römisch-katholischen Kirche eingeweiht ist! Sie leitet uns unfehlbar zum Glücke dieses und zur Seligkeit des ewigen Lebens."

Hoch erröthend und wohl den Grund nicht fühlend, der sie dazu antrieb, sagte Elisabeth: „Sie irren sich, gnädige Frau! das Kind ist lutherisch."

„Was sagen Sie, Mademoiselle! dieser sogenannte Abkömmling meines Blutes sollte nicht zu meiner Kirche, sondern zum irrgläubigen und abtrünnigen Protestantismus gehören und solch' ein Unkraut bieten Sie mir zur Anerkennung an! Nehmen Sie das Kind fort. Ich kann es nicht mehr tragen, kaum mehr sehen. Wie können Sie so schwach seyn, so auf meine Gunst zu hoffen? Denken Sie denn, daß das Eigenthum von funfzig römisch-katholischen Vorfahren in die Hände eines Anhängers des Mansfelder Rebellen übergehen wird? Nein! dafür soll mich die heilige Jungfrau bewahren," hier schlug sie ein Kreutz und schaute seufzend auf das Marienbild, das auf ihrem Sekretair stand.

„Gnädige Frau!" entgegnete Müller so ruhig als möglich, „wir dienen alle einem Gott, dem Vater unser Aller, und dieser wird das Kind, wenn es sonst tugendhaft lebt, um der Verschiedenheit der Begriffe, ihm zu dienen, gewiß nicht von sich weisen."

„Der Unterschied ist zu groß, mein Herr!"

„Nicht so groß, gnädige Frau! Die Hauptpunkte stimmen überein, wir verehren einen dreieinigen Vater, Sohn und heiligen Geist, dem es gewiß gleichgültig ist, auf welche Weise er verehrt

wird, wenn nur die Huldigungen aus aufrichtigen Herzen und wahrem Gemüth kommen."

„Lassen wir auch diesen Unterschied dahin gestellt seyn, mein Herr Müller!" sprach die Marquise mit einem mehr ruhigem Tone, „die Zeit wird Alles beschließen, der heutige Tag sei ferner nur der Ruhe und dem Bekanntwerden gewidmet."

So schloß die wunderliche Frau, die in jedem Augenblick einen andern Charakter anzunehmen schien, ihre Rede über die Verschiedenheit des Glaubens, weil sie wohl fühlte, daß nicht ihr die Ausgleichung zugehöre.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Voll innerer Bekümmerniß begab sich Elisabeth gegen Mitternacht nach ihrem Schlafgemach; der Abschied war kalt, zum wenigsten nach dem freundlichen Benehmen, das die Marquise während des Abendessens angenommen und das bei dem Mädchen eine betrügliche Hoffnung erregt hatte. Der eiskalte Gruß, das pflichtmäßige Gelispel „Gute Nacht!" das durch keinen Kuß be-

siegelt wurde, ließ die gehegte Hoffnung natürlich verschwinden.

Eine alte, lange, hagere, todtenbleiche Dienerin von unordentlichem Aussehen, mit einer rauhen Stimme und einen Paar schwarzen Augen — welche gleich denen der Furien umherrollten — geleitete Elisabeth nach dem Schlafzimmer, wohin der junge Heinrich einige Stunden früher durch die häßliche Amazone getragen und in dieselbe Wiege gelegt worden war, in welcher früher sein Vater den Rosenschlaf seines ersten Lenzes geschlafen hatte. Auf dem breiten, langen, dunklen Vorsaal, wo hier und da vermoderte Standbilder von Rittern oder durch die Feuchtigkeit verdorbene Gemälde, ja selbst ein menschliches Gerippe in einem Glaskasten prangten, — welche Gebeine Elisabeth einen kalten Schauer einjagten — auf diesem Schrecken erregenden Gang, der zum Frommen der Geisterseher und Abergläubischen so gebaut und verziert zu seyn schien, erzählte ihr die Furiengestalt, daß das Schloß in einem schlechten Ruf stände und es zwanzig Stunden im Umkreis den Namen des Spuck-Schlosses trüge; ja daß sie, wenn sie früher gewußt hätte, welche Nachtscenen von den Bewohnern der Unterwelt auf Christnacht, am Drei-Königstag und St. Margareth im Innern des Schlosses gespielt würden, sie der Frau

Marquise herzlich würde für ihren Dienst gedankt haben. Sie erzählte, daß einer Legende nach, zu König Dagoberts Zeiten, im Schlosse ein Kind, das Ansprüche auf dem Besitz des Gebäudes zu machen gehabt habe, durch einen bösartigen Mönch, der sich die schöne Besitzung habe zueignen wollen, ermordet worden seyn solle; daß das Kind des Morgens nahe am Bett der Mutter todt gefunden worden sey, ohne daß man wisse, woran es gestorben wäre, doch daß nach funfzig Jahren der Todtengräber des Schlosses beim Fortlegen der Gebeine in neue bleierne Särge, in der Hirnschaale des Kindes einen großen verrosteten Nagel entdeckt habe, der diesem Würmchen wahrscheinlich vom Mönche in der Nacht eingedrückt worden sei. Alle diese besondern Umstände, so schloß die Unliebenswürdige, seyen ihr erst, nachdem sie bereits ein halbes Jahr bei der Marquise gewohnt habe, und zwar von einem Nachkommen des Urgroßvaters des jetzigen Hirten erzählt und hinzugefügt worden, daß nun jährlich in der Christnacht, — wo das Kind geboren worden sey — am Drei-Königstag, — an dem es ermordet wurde und zu St. Margret, wo der Todtengräber den Nagel im Todtenkopfe entdeckt habe, der Geist des Kindes den des Mönches durch das Vorgemach und den langen Gang schleppe und daß bei

diesem Nachtspiel alle Portraits der voreltерlichen Ritter lachten, die Standbilder zu tanzen begönnen und das Gerippe ein Rachelied anstimme. Als sie geendet hatte, blickte die Riesin furchtsam um sich, als fürchtete sie das Lied des Gerippes oder das Gelächter der Bilder zu hören und entfernte sich eiligst.

So lächerlich das Gespräch der alten abergläubischen Betschwester der verständigen Elisabeth auch vorkam, so durchrieselte sie doch ein inniger Schauder bei dem Gedanken, daß auch sie mit einem Säugling, der Ansprüche auf das Erbrecht des Schlosses habe, in dem öden Schlosse übernachten müsse. Ein erzwungenes Lächeln und ein tiefer Seufzer war Alles, was sie der geschwätzigen Dienerin zur Antwort gab. Nicht ohne eine unwillkührliche Furcht trat sie in das Zimmer ein. Es war ihr erster Gang, nach ihrem Kinde zu sehen. Da lag der liebe Junge, mit Rosen auf den Wangen, schlafend den Schlaf der Unschuld und himmlischen Sorglosigkeit, ein liebliches Lächeln schwebte um den rosenfarbenen Mund; vielleicht träumte er von den Rosen der Kinderzeit.

Zitternd sah sich Elisabeth im Zimmer um. Die dunkelbraunen Wände, das hohe verräucherte Plafond, auf welchem eine Scene aus der Geschichte

der Jungfrau von Orleans — **al fresco** — gemalt war und zwar der Augenblick, in welchem die unglückliche Heldin auf Befehl des rachsüchtigen Bedforel an den eisernen Pfahl gebunden lag, um verbrannt zu werden; — die schmalen hohen Fenster, durch deren verwitterte Scheiben sie den Mond von den Sternen nicht unterscheiden konnte; — die hohe, weit herüber hängende Kamin-Bekleidung, die auf zwei Corinthischen Säulen ruhte und über dem man den Tod Heinrich des Vierten abconterfeit sah; — das fürchterliche Ritterschwert, das halb blank, halb verrostet, nebst einigen schwarzen Piken und Helmen in einer Ecke des Zimmers stand; — der heulende Wind; — die schreienden Nachtvögel; — die krachende Flur von braunem Getäfel, das bei jedem Schritt einen Abgrund zu öffnen drohte; — die öde Stille, die zu Zeiten eintrat; — das Gespräch der alten Dienerin; — der Zustand, in welchem sich Elisabeth befand; — die Furcht vor dem Mißglücken ihrer Erwartungen; — tausend bange Gedanken; — ein unerträglicher Kopfschmerz; — mit einem Worte Alles, was in und um ihr war, schien sich zu vereinigen, ihr eine angstvolle Nacht zu bereiten.

Das große, viereckige, dunkelbraune, mit weissen Rändern gezierte Bett, über dem ein dick be-

staubter, schwarzer Federbusch prangte, hatte ein wüstes und trauriges Ansehen, und würde an und für sich schon genügend gewesen seyn, den Schlaf von den Augen eines jungen Mädchens zu verscheuchen. —

An die vierfach übereinander aufgestellten Matratzen mit runden Kissen, die gewöhnlich ein ächt französisches Bett ausmachen, war Elisabeth auch nicht gewöhnt. Hierzu kam noch ein Deckbett, von wenigstens dreißig Pfunden an Gewicht, das untheilbar ihr die Wahl zwischen dem Ersticken und Erfrieren ließ. — Gut, daß es Sommer war und sie genug an der leinenen Ueberdecke hatte. Jeder dumpfe Stundenschlag der Schloßuhr, der ihr das Nahen des Morgens verkündete, war für sie eine fröhliche Stimme, die von dem Dache des alten Schlosses herab tröstend zu ihrer schlaflosen Schwermuth sprach. So lag sie fünf volle Stunden, die wie die Schnecken dahinkrochen, bis endlich ein Strahl der Sonne, der sich durch ein neueres Fenster stahl, ihr verkündete, daß die Nacht vorüber sey. — Sogleich verließ sie das Bett, welches ihr diesmal keine Ruhe gebracht hatte; es fröstelte sie und sie war ermüdet, doch der Kopfschmerz war gewichen und der Anblick ihres Heinrich, der noch ruhig unter der grünen Decke schlummerte, versetzte sie in eine

Laune, die man bei diesen Umständen heiter nennen konnte. Der Nachtspuck hatte sie nicht besucht und die abergläubige Dienerin war nicht wenig erstaunt, sie und ihr Kind gesund und munter wieder zu sehen. — Elisabeth versuchte es, die alte Dienerin von ihren verkehrten Begriffen zurückzubringen, doch dies hieß Mohren weiß waschen wollen; — der Glaube an Wunder war bei dieser so fest gewurzelt, daß selbst die Beredsamkeit eines Cicero diesen nicht überwunden haben würde, geschweige denn die einfache Ueberredung eines jungen Mädchens.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die langweilige Glocke, die, wenn sie am Schlagen war, nur einmal in der Minute schlug und der wackeren Zeit gleich einem Faullenzer seinem Herrn diente, hatte eben sechs geschlagen, als sich die Marquise nach der Dorfkirche begab, um die Messe zu hören und dann mit ihrem Beichtvater zu berathen, ob das Kind anzuerkennen sey oder nicht. Hier konnte man aber mit Recht sagen, daß dies die Angelegenheiten des Vögelchens

der Katze zur Beherzigung anzuempfehlen hieß, denn wahrlich, Pater Anselmo besaß alle Falschheit der Katze, während der Säugling dem machtlosen Vögelchen zu vergleichen war.

Mit minderer Andacht als gewöhnlich verrichtete die Marquise diesmal ihr Gebet; ihr Kopf war so voll von dem unerwarteten Abkömmling ihres Sohnes, daß die eintönige Messe — die sie sicherlich eben so gut als Sr. Ehrwürden hersagen konnte — keinen Augenblick ihre Andacht fesselte. Ganz unachtsam, ja ich möchte sagen, unehrerbietig, verschob sie die bernsteinernen Paternoster-Kügelchen; öfters entstieg ihrer Brust ein schwerer Seufzer, während ihre Augen nur so **pro forma** das Gebetbuch durchliefen und nur erst aus gottesfürchtigem Gefühl von Thränen erfüllt wurden, als die Chorsänger das „**Salutarus**“ anhoben; in diesen Augenblicken schwebte ihr Geist zum Himmel, wo sie einstens mit ihrem zu früh gestorbenen Kinde zu leben hoffte und sie vergaß die Erde und ihre Bekümmernisse.

Als die Gemeinde den Segen von ihrem Hirten empfangen hatte, folgte die Marquise dem Priester nach der Sacristei. Dergleichen Besuche in den frühen Morgenstunden ungewohnt und Zeichen des Kummers auf dem Gesicht der Marquise wahrnehmend, verneigte sich dieser mit halbgeschlos-

senen Augen, während auf seinen Lippen die Worte von Molieres Heuchler zu schweben schienen, wie dieser zu Elmira sagt:

Que le ciel à jamais, par sa toute bonté,
Et de l'ame et du corps vous donne la santé
Et bénisse vos jours autant que le desire
Le plus humble de ceux, que son ameur inspire.*)

Die Marquise faßte ihn zärtlich bei der Hand, während sie ihm auf geheimnißvolle Weise zuflüsterte: „mein guter Anselmo! ein sonderbarer Vorfall führt mich so früh an diese heilige Stelle, Ihr Rath, Ihre Einsicht sind mir unentbehrlich. Sie werden mir doch beistehn, nicht wahr?"

„Ein Diener des Herrn" sprach der Jesuit in feierlichem Tone, die Augen zur Erde geschlagen und die rechte Hand auf's Herz legend — „muß eben auch ein Diener seiner Mitmenschen seyn. Unsere erste Pflicht ist es, Gott zu lieben und unsern Nächsten als uns selbst. Fragen Sie deshalb nicht erst, ob ich Ihnen beistehen will. Doch ich bitte Sie," fuhr er lebhafter fort, — „sagen

*) Stets möge der Himmel mit allgütigen Händen,
Gesundheit an Körper und Geist Dir spenden,
Dein Daseyn durch Glück und Zufriedenheit segnen
Somit — meinen innigsten Wünschen begegnen.

Sie mir, was ist Ihnen begegnet; welchen Unfall hat Gottes Weisheit Ihnen zugesandt?"

„Ich darf, so weit ich Ihre Gefühle kenne, den Vorfall keinen Unfall nennen.... Mein Sohn ist nicht todt."

Hier wurde Anselmo so gelb-bleich, daß er beinahe einem Gipsbilde glich, das Jahr und Tag in einem verräucherten Zimmer gehangen hat; — „wie," sagte er im Tone großer Verwunderung — „wie, Ihr Heinrich ist nicht todt!"

„Er ruhet im Grabe, mein lieber Anselmo! allein er lebt in einem Sohne, der mir gestern aus Deutschland gebracht worden ist. Doch Sie sehen so bleich, guter Vater! sollte ich Sie erschreckt haben."

„Im Mindesten nicht.... Die plötzliche Freude, die ich fühlte, als ich vernahm, Ihr Sohn sey nicht todt, ergriff mich so heftig. Dann trieb mir die Verwunderung alles Blut aus den Wangen; wie! die Familie Müller, welche Sie erwarteten, bringt Ihnen ein Kind Ihres Sohnes. Er war also verheirathet und Sie verbargen dies vor mir, Ihrem Beichtvater, der von Gott berechtigt ist, jedes Geheimniß Ihres Herzens zu kennen. Pfui, gnädige Frau! es kann die himmlische Gnade...."

„Verurtheilen Sie mich nicht," unterbrach ihn hier die Marquise ängstlich, — „ich wußte von

nichts; mein Sohn war nicht verheirathet; das Kind ist ein unnatürlicher Sohn. Es gehört der protestantischen Kirche an und die Tochter von Müller ist dessen Mutter!"

„Und Sie nennen dies ein Wiederaufleben Ihres Sohnes; Sie nehmen die elenden Ketzer gastlich auf und haben wohl gar das Kind des Betrugs an Ihre Brust gedrückt. Der Herr erbarme sich Ihrer! Sie sind betrogen! Allein ich nehme mich der beleidigten Ehre Ihres Geschlechts an: welcher Beweis ist vorhanden, daß das Kind wirklich das Kind Ihres seligen Sohnes ist? Und selbst angenommen, es würde dies bewiesen, wer soll die Schande, als Beschützerin der Unzucht aufgetreten zu seyn und einen Bastard anerkannt zu haben, von Ihrem greisen Haupte nehmen? Unerwähnt der Verantwortung, die Sie deshalb bei Gott haben werden und wofür gewiß kein Ablaß ist."

„Heilige Jungfrau! Du unbefleckte Mutter hilf mir!" rief flehend die Marquise, während sie ihre Augen gen Himmel und sich mit der Faust vor die Brust schlug.

„Ich folge Ihnen unverweilt," — sprach Anselmo weiter, „Sie schwache Frau sind nicht stark genug gegen die Lügen und Ränke der Glücksritter. Ihr Arm ist zu schwach, um die drohende

Gefahr von sich abzuwenden, Ihr Herz zu arglos gegen die Künste, die man anwendet, um ein böses Spiel mit Ihnen zu spielen. Es ist ein tief blickendes Auge, es sind Jahre der Erfahrung nöthig, um die Pläne der Gottlosen zu durchschauen und zu vereiteln. Schwache Frau! wie gütig sorgte Gott nicht für Sie. Er entnahm Ihnen den natürlichen Beschützer, doch er gab Ihnen einen Freund, der die heiligen Pflichten gegen funfzig Ahnen wahrnehmen und Ihre Rechte beschützen wird. Sehen Sie darinnen die Hand Gottes nicht, die verwundet, aber auch heilt, die raubt, aber auch wieder giebt? Dem Himmel sey Dank! ich fürchte die List der Bösen nicht. Durch höhere Macht gestärkt, werde ich für die Tugend streiten und nicht dulden, daß Glücksritter sich die Leichtgläubigkeit einer ehrlichen Frau zu Nutze machen, um sie in Unehre und Schaden zu bringen."

Er ergriff nun der Marquise Hand, geleitete sie zum Wagen und nahm dann an ihrer Seite Platz.

Dreißigstes Kapitel.

Versunken in süßen Träumen einer stillen Hoffnung, saß Elisabeth mit ihrem Sohne im Salon, als die Thüre geöffnet ward und Anselmo mit der Marquise eintrat. Eine höhere Röthe, die Elisabeths schönes Gesicht überzog, gab diesem einen himmlischen Reiz und nicht mit Unrecht konnte man sie in diesen Augenblicken mit einem Engel, wie wir sie auf Guido Renis herrlichen Gemälden schauen, vergleichen. Vergebens strebte der wollüstige Anselmo den Eindruck zu verbergen, den das schöne Mädchen auf ihn machte. Eine starke Röthe, die mehr in Folge von Liebesgluth als aus dem scheinbaren Eifer für der Marquise Angelegenheiten auf seinen saffrangelben Angesicht aufglühte, verrieth seine sündhafte Begierde; ein sonst nie bei ihm wahrzunehmendes Feuer strahlte aus seinen Augen auf das Muster weiblicher Liebenswürdigkeit herab und er wurde durch das Anschauen so bethört, daß plötzlich sein Eigennutz vor dem wollüstigen Zauberbilde in den Hintergrund trat, ja seinen sonst übermächtigen Egoismus ganz zum Schweigen brachte.

Ganz gegen die Erwartung der alten bigotten

Dame, begegnete er Elisabeth sehr artig und begann selbst zuletzt das Kind zu liebkosen. Da seinen lauernden Blicken die Verwunderung der Marquise über sein Benehmen nicht entgehen konnte, so veranlaßte ihn dies, der alten Dame in's Ohr zu flüstern, daß sie sich ja über seine Sanftmuth nicht verwundern solle, indem diese eine List sey, die junge Dame zur Vertraulichkeit zu veranlassen, sie dann zum Geständniß Ihres Betrugs und endlich zum freiwilligen Zurücktreten zu bringen.

Ein vertrauliches Kopfnicken war die ganze Antwort, die Anselmo empfieng, und die Marquise wurde nun ebenfalls sehr zuvorkommend gegen Elisabeth, welche auch ihrer Seits ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit im Umgange freien Lauf ließ, und dadurch Anselmo so sehr für sich einnahm, daß er, der ihr als Feind gegenüber stehen wollte, viel lieber vor ihr, wie vor dem höhern Wesen, auf die Knie gesunken wäre.

Die Hauptsache wurde nicht berührt; Anselmo bat sich selbst zur Tafel, war gegen Müllern sehr leutselig und sprach weder vom Sohne noch dem Enkel der Marquise ein Wort. Er hatte die Marquise auf den Gedanken gebracht, daß eine übereilte Behandlung der Sache nicht anzurathen sey und man erst Alles zu erforschen suchen müsse,

ehe man handeln könne. Deshalb schwieg auch die Marquise und in Ruhe verging der Mittag und Abend, so daß Elisabeths Hoffnung sich zu steigern begann und sie Bilder des Glücks gleich einer heiteren Sonne anlächelten.

Auch der folgende Tag lief erwünscht ab; Vater Müller theilte jetzt seiner Tochter Hoffnungen und träumte beim Beginn des Abends, sitzend auf einem üppig grünen Hügel, von dem er den Untergang der Sonne betrachtete, von der Anerkennung seines Enkels und der Ruhe, die ihm und den Seinigen dadurch werden würde.

Es begann düster zu werden. Anselmo hatte die Marquise veranlaßt, einer Messe: **ad petendam pluviam** *), die wegen der großen Trockenheit, die die Früchte des Landmanns zu versengen drohte, angeordnet worden war, beizuwohnen und diese in ihrem religiösen Eifer diesen Vorschlag rasch erfüllt. Elisabeth hatte sich unter einen blühenden Fliederbusch auf das Gras niedergesetzt, um des Mondes Aufgang zu schauen und an ihren schlummernden Heinrich und dessen wahrscheinliches Glück zu denken. Eine Reihe süßer Bilder erfüllte der jugendlichen Mutter-Herz; doch unter die hohe Freude, die leider nur aus Luftge-

*) Um Regen zu erbitten.

gebilden bestand, mischte sich ein schmerzliches Gefühl und große Thränen entquollen ihren Augen. Der Schmerz aber entstand durch die Erinnerung an den Tod des Geliebten, mit dem ihr Lebensglück erstorben war. Während sie nun so süßer und wehmüthiger Gefühle voll, auf die rothgoldene Kugel der reizenden Nachtgöttin, die vom blauen Himmel herab, als eine treue Dienerin, die sonst düstere Welt mit Licht erfüllte, hinsah und Gottes Größe still prieß, hörte sie das Rauschen eines seidenen Gewandes. Dieses Rauschen zog ihre Gedanken vom Himmel ab zur Erde, um die Verdorbenheit einiger Bewohner derselben näher kennen zu lernen. An des Nahenden langem schwärzlichen Gewand und dem Flüstern eines freundlichen „Guten Abend" erkannte sie den Pater Anselmo, der den heiligen Dienst mit Absicht einem Kapellan übertragen hatte, um dem Gegenstand seiner Neigung nahe sein zu können, und wenn möglich, dessen Gunst zu erwerben. — Er hatte sich nach dem Schlosse begeben, doch Elisabeth dort nicht angetroffen, allein durch die alte Amazone, die bei aller Bigotterie eine unwiderstehbare Sucht zum Kuppeln besaß und seiner Hochwürden Zweck wohl errathen mochte, leicht erfahren, wo sich Elisabeth befände.

Elisabeth sprang erschrocken auf. „Erschrecken

Sie nicht," flüsterte Anselmo, „ich komme nicht, Sie zu beunruhigen, sondern vielmehr zu trösten; der Zufall begünstigt mich, Sie allein zu treffen. Der Friede des Herrn sei mit Ihnen, schöne Elisabeth! Möchte mir das Glück zu Theil werden, Ruhe Ihrem Herzen, Ehre Ihrem Kinde und Freude Ihren alten Eltern wiedergeben zu können! Glauben Sie mir, keine Botschaft würde mir angenehmer, keine Mühe zu groß sein."

„Sie sind ein würdiger Mann, der seinem heiligen Beruf Ehre macht," erwiederte Elisabeth, in einem falschen Vertrauen auf den Edelmuth des Pharisäers, den sie vom Anfange ihrer Bekanntschaft an, seiner Freundlichkeit wegen von einer günstigen Seite betrachtet hatte. „Wahrscheinlich sind Ew. Hochwürden meine Verhältnisse bekannt. Ich habe ein schweres Verbrechen begangen, doch auch schwer dafür gebüßt und Gott, der auf dem Grunde jedes Menschenherzens die Reinheit oder Unreinheit der Gefühle sieht, hat Sie vielleicht gesandt, um mich, Unglückliche, aufzurichten und mein unschuldiges Kind vor künftiger Schande zu bewahren. O! wenn ich hoffen dürfte, daß Sie die Großmutter meines Sohnes bewegen wollten, diesen anzuerkennen und ihn als Erbe seines Vaters anzunehmen, dann glaube ich, würde ich Sie wie ein höheres Wesen verehren

und Sie, wie einen Vater lieben." Indem sie Anselmos Hand küßte, fuhr sie dann fort: „Verzeihen Sie meine Kühnheit, mein Herr! Es ist das Mutterherz, das jede meiner Bewegungen leitet. Ja, für das Wohl meines Kindes würde ich Ihre Knie umfassen!" Hier wollte Elisabeth weinend niedersinken, doch Anselmo, sie abhaltend, sprach lebhaft: „Knieen Sie nicht, Elisabeth! Nur Gott gebührt diese Ehre. Der Mensch soll vor dem Menschen das Knie nicht beugen."

Elisabeth faßte sich einen Augenblick. „Die Marquise schien heute nicht sehr geneigt, Ihren Sohn als einen Abkömmling der Noverres anzuerkennen," sagte Pater Anselmo, „sie fürchtet natürlich das Urtheil der Welt, die so geneigt ist, selbst die edelsten Thaten zu tadeln, den reinsten Zweck in ein ungünstiges Licht zu stellen. Es ist auch nicht leicht, so augenblicklich in einer Sache von solcher Wichtigkeit einen Entschluß zu fassen. Die Marquise hat so viele bittere Erfahrungen gemacht; sie ist durch Schaden und Schande so oft zu der Ueberzeugung gekommen, daß man in dieser bösen Welt nicht zu leichtgläubig oder zu schnell in seinem Vertrauen seyn müsse, daß sie dem Winke der Bibel „„Seyd fromm wie die Tauben, doch vorsichtig wie die Schlangen"" nur allzu sehr nachlebte. Ich dagegen besitze ihr un-

getheiltes Vertrauen und was ich nicht über sie vermag, vermag kein Sterblicher; ein Wort von mir hat Einfluß auf dieses fromme Gemüth, das den Weg Gottes wandelt, wie ein Pilger, der die Welt und ihre Herrlichkeiten verachtet und ohne von den Rosenduft des Lebens sich verlocken zu lassen, noch vor dessen Dornen zurück zu beben, nur nach dem höheren Theil unseres endlichen ewigen Lebens strebt. Eine einsame Wittwe bedarf eines Vertrauten, eines Helfers, eines Trösters, eines Berathers; sie erkießte dazu ihren Beichtvater, der jede Falte ihres Herzens kennt. Nie verbirgt sie mir ihre Freude, ihren Schmerz, ich theilte wechselsweise Freude und Leid mit ihr, die so oft in die Extreme verfällt. Seit einer Reihe von Jahren bin ich der Leuchtthurm für das einsame Schiff, das sonst auf dem großen Ocean des Lebens an mancher Klippe scheitern würde. Vertrauen Sie sich deshalb mir an, liebenswürdige Elisabeth! ihr Fehltritt erniedriget Sie in meinen Augen nicht. Wer sollte es wagen, auf Ihr schönes blondes Haupt den Stein zu werfen; wer könnte in diese himmlischen Augen einen unfreundlichen Blick senden; wer die liebliche Gestalt gefühllos verstoßen? Nein, die Natur, die Sie schuf, hat Ihnen einen Geleitsbrief auf Ihr Antlitz geschrieben, der überall gültig ist; Sie haben

schöne Elisabeth! auf mein Herz den lebhaftesten Eindruck gemacht. Ich ehre Ihr Unglück; Sie sind durch Ihre eigene Liebenswürdigkeit gestrauchelt; die schönsten Blumen laufen am ersten Gefahr, gepflückt zu werden; und welcher Stengel ist stark genug gegen die raubende Hand der Liebe? Ich verehre Ihre Sittsamkeit; die errötenden Wangen breiten einen Rosenschleier über Ihr keusches Gesicht, das nur zu oft bei dem größten Theil der Frauen bei der leichtesten Schmeichelei der Männer vom Feuer des Verlangens geröthet wird."

„Ich bitte Sie, hochwürdiger Herr," erwiederte Elisabeth mit niedergeschlagenen Blicken, „verschonen Sie mich mit solchem Lobe, das ich nicht verdiene."

„Soll ich denn," fuhr der wollüstige Pater fort — „soll ich denn dem edelsten Werk der Natur nicht eine unschuldige Huldigung darbringen dürfen? Ist es möglich kalt zu bleiben bei diesem Bild der Jugend und des Lebens, das mit jedem Blick bezaubert, mit jedem Wort Fesseln schlägt und Sklaven macht."

„Herr Pater, ich bitte Sie, sparen Sie die schönen Worte für mehr eingebildete Frauen; für mich sind diese wie für den Blinden die Blumen; wie für den Tauben die Harfentöne."

Ein Geräusch von nahenden Tritten unterbrach hier Elisabeth; es war ihr Vater, der herbei kam. Elisabeth flog in seine Arme; Anselmo reichte ihm mit erzwungener Herzlichkeit die Hand und alle verfügten sich dann nach dem Schlosse um dort an der Marquise Seite das Abendessen einzunehmen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Anselmos Besuche auf dem Schlosse wurden jetzt so häufig, daß er beinahe dasselbe nicht mehr verließ. Auf eine arglistige Weise wußte er die Marquise in einer steten Unentschlossenheit zu erhalten, die oft mit Hoffnung, oft mit Furcht Elisabeths banges Herz erfüllte. Daß sie und ihr Vater übrigens auch außerdem durch die Unbeständigkeit der alten Dame Vieles zu dulden hatten, war bei der Characterlosigkeit derselben nicht zu verwundern.

Anselmo war schlau; nachdem er bei der ersten Zusammenkunft seine Leidenschaft für Elisabeth enthüllt hatte, und gleich der Schnecke in seine Hülle zurückgewichen, suchte nun durch List

den Eindruck zu erforschen, den sein erstes Begegnen gemacht hatte.

Unter dem Vorgeben, daß ihm der Arzt den Genuß der freien Luft verordnet habe, hatte er — man erstaune — das Dorf verlassen und sich im Schlosse während der schönen Jahreszeit einquartirt, wo er doch dieselbe Luft einathmete; auch war es ihm gelungen, durch die kuppelsüchtige Dienerin ein Zimmer in der Nähe dessen von Elisabeth zu erhalten.

Viel hatte nun das arme Mädchen von seinen lästigen Schmeicheleien zu dulden, doch betrachtete sie diese mehr als die Ausbrüche einer väterlichen Zärtlichkeit und kein anderer Gedanke stieg in ihr auf; überhaupt schwieg sie wohl über Manches, da sie leicht einsehen gelernt hatte, daß das Schicksal ihres Sohnes mehr in der Hand des Beichtvaters als in der der Marquise ruhe.

Eines Abends, da Elisabeth sich bereits entkleidet hatte und sich eben zur Ruhe legen wollte, wurde leise an ihre Zimmerthür geklopft; es war fast Mitternacht. Nie noch war sie zu so ungelegener Zeit gestört worden. Sie war zugleich erschrocken, indem sie dachte, daß vielleicht ihr Vater, die Marquise oder auch Anselmo plötzlich unpäßlich geworden sey.

„Ich bin es,“ flüsterte es mit leiser Stimme,

„öffnen Sie schnell; ich bringe gute Nachrichten, die Marquise hat so eben ihren Entschluß gefaßt, morgen soll die Anerkennung Ihres Sohnes Statt finden."

Welche Mutter an Elisabeths Stelle würde sich nicht beeilt haben, den Glücksboten einzulassen! Sie warf sich schnell in einen Ueberrock und öffnete dann die Thür, worauf rasch Pater Anselmo, glänzend voll wollüstigen Verlangens, eintrat und Elisabeth sich näherte, um sie im Rausche der ihr erweckten Freude, in seine Arme zu schließen. Das Mädchen gestattete dies; weinend aus Freude segnete sie den Betrüger, der ihr nur eine Wahl zwischen dem Unglück ihres Kindes und einem zweiten Fall, — ärger als der frühere, — vorzuschlagen, kam.

Dies noch nicht ahnend und brennend vor Verlangen, die Einzelnheiten in der Marquise Beschluß zu vernehmen, nöthigte sie Anselmo, sich niederzulassen und nahm erwartungsvoll an seiner Seite Platz.

„Schöne Elisabeth!" so begann der Unwürdige, „Ihre Liebenswürdigkeit hat mich bezaubert; Ihre Macht über mich ist die größte, der ich bis jetzt noch gehorcht habe. Nie würde ich das für ein Wesen gethan haben, was ich für Sie that. Das Loos Ihres Heinrichs ist beschlossen. Nicht

ohne Mühe und dringende Ueberredungen habe ich von der Marquise die Unterschrift für dieses Pergament errungen. Lesen Sie dies; sie erkennt Sie darin als ihre Schwiegertochter, Ihren Sohn als ihren Enkel und den würdigen Erben aller Titel und Güter ihres Geschlechts an. Sage, unerbittlicher Engel! hat Pater Anselmo Dir nach Wunsch gedient?"

„O braver Mann!" schluchzte Elisabeth, die Augen voll Thränen, „lassen Sie mich zu mir selbst kommen! Meine Freude ist zu groß." Nach einem Augenblick des Nachdenkens und des Anblickens des Pergaments fuhr sie dann fort: „empfangen Sie meinen innigsten Dank, edelmüthiger Freund! vergelten kann ich Ihnen nicht, aber noch auf meinem Sterbebett werde ich Sie segnen."

„Wie!" sagte Anselmo, während er die volle, zarte Hand an seine Lippen drückte, „wie, sie könnten mir nicht vergelten! Niemand kann dies besser als Sie. Sie tragen meinen Lohn mit sich; eine kleine Gunst von dieser Nymphengestalt und ich bin überreich belohnt." Hier wollte er sie auf's neue mit Feuer umarmen, doch Elisabeth sich mit Gewalt befreiend, stand auf, um das Pergament in das Pult zu schließen.

„Vorsichtig!" — rief Anselmo, „kleine När-

rin! „sehen Sie denn nicht, daß das Wesentlichste noch gebricht?“

„Und was denn?“ frug Elisabeth bebend.

„Das große Familien-Siegel; die Marquise gab mir die Schrift, um dieses Zeichen der Aechtheit darauf zu drücken; „mit diesen Worten nahm er das Pergament zurück und verbarg es in seinem weiten Oberkleid. Sie dann mit funkelnden Augen betrachtend, fuhr er fort: „wo bleibt aber die Gunst, die mich lohnen soll; wenn soll ich sie empfangen?“

Mehr todt als lebend erwiederte darauf das Mädchen, „mein guter Vater! wenn der Segen einer dankbaren Mutter, die nicht aufhören wird, ihren Gott für Euer Wohl anzuflehen, kein verwerflicher Lohn für Sie ist — so empfangen Sie die Versicherung, daß ich bereit bin, meine Hände auf Ihr Haupt zu legen.“

„Ein Druck von diesen Alabasterhänden auf mein Haupt ist wahrlich nicht zu verachten. Wenn ich mit ihnen in Berührung komme, so ist es mir immer, als begünstigte der Himmel mich mit einem Vorgeschmack der Seligkeit. Ich nehme Ihren Segen an; doch geziemt es sich, daß dieser von einer Gunst begleitet sey, die mich mehr noch von Ihrer Anhänglichkeit überzeugt.“

„Und welche Gunst könnte dies seyn?“ frug

Elisabeth dagegen, und konnte sich, da sie nun des Schurken Absicht durchschaute, kaum aufrecht erhalten.

„Kannst Du noch fragen, liebe Unschuld, liebenswürdige Königin meines Herzens! Schenke mir Deine Liebe; liebe mich, wie Du den Vater Deines Kindes liebtest, dieses Kindes, dem ich einen zweiten Vater zu verschaffen mich bemühte!"

Hier war es, als ob Elisabeth plötzlich von einer höheren Macht gestärkt würde, um ihre Ehre gegen die Angriffe dieses Gottlosen zu vertheidigen.

„Und Sie, ein Diener Gottes!" — sagte sie mit Würde, indem sie einen Blick der Verachtung auf ihn warf, „können Liebe von einer unglücklichen Mutter fordern? Wie können Sie dies Verlangen mit den heiligen Pflichten Ihres Standes in Uebereinstimmung bringen?"

„Ach!" rief Anselmo mit den Worten aus Molieres Heuchler:

L'amour qui nous attache aux beautès éternelles,
N'etouffe pas en nous l'amour des temporelles.*)

„Denken Sie denn, daß unter diesem Priesterkleid nicht eben sowohl ein Herz von Fleisch und

---

*) Mit Liebe das ewige Schöne betrachten,
Heißt nimmer: die irdischen Schönen verachten.

Blut schlägt, als unter dem weißen Rock, der Ihren Busen verhüllt?"

„Mein Herr Anselmo! Ihre Worte machen mich nur erröthen, und" setzte sie hinzu, indem sie nach der Klingel auf dem Nachttisch griff, „ich muß Sie bitten, mein Zimmer zu verlassen, oder ich muß Lärm machen und der Marquise Ihr unwürdiges Benehmen erzählen. Meines Sohnes Loos ruht in Ihrer Hand, dies ist mir bewußt; doch Sie mögen wissen, daß ich diesen lieber als Bettler am Wege stehen sehen will, als daß ich ihm durch eine Unwürdigkeit adelige Güter und Titel erkaufe. Und nun entfernen Sie sich aus meinem Zimmer, indem ich Sie bereits zu lange mit Geduld anhörte."

„Trotzige Schöne! könntest Du in Wahrheit so spröde gegen Deinen Beschützer seyn?" sprach lächelnd der Pater, indem er auf's neue einen Versuch machte Elisabeth zu umarmen und an sich zu ziehen.

Doch Elisabeth stieß Anselmo von sich, indem sie ausrief: „Elender! was unterstehen Sie sich!" und mit der Klingel so heftig zu läuten begann, daß der Pater in flammender Wuth das Zimmer verlassen mußte. Doch nicht unterlassen konnte der Jesuit, noch in der Thür sich nach Elisabeth zurück zu wenden und dieser mit geballter Faust

ein Zeichen zu geben, daß sie seine ganze Rache zu fürchten habe.

Tödtlich entstellt fiel Elisabeth auf einen Stuhl nieder; in weniger als zwei Minuten stand die lange magere Dienerin vor ihr, die in ihrem weißen Nachtkleid mehr einer Leiche im Todtengewand als einer alten Kupplerin glich, und frug im Tone der Verwunderung, was denn der jungen Dame so plötzlich begegnet sey, daß sie mitten in der Nacht das ganze Schloß in Aufruhr bringe.

Elisabeth, die die wahre Ursache ihrer Bestürzung nicht bekannt werden lassen wollte, gab vor, einer Ohnmacht nahe zu seyn und bat die Dienerin ihr etwas Spiritus zu besorgen. Mit tiefen Verbeugungen brachte die Alte das Begehrte und bald kehrten alle zur Ruhe zurück, nur die arme Elisabeth verbrachte die Nacht unter Thränen und nur gegen Morgen fiel sie in einen leichten Schlummer.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Statt die Marquise in dem Frühstücks-Zimmer anzutreffen, fanden Müller und seine Tochter

dort einen schriftlichen Befehl derselben vor, binnen zwei Stunden ihr Haus zu verlassen. Sie schrieb: „daß unvorhergesehene Umstände sie nöthigten, so streng gegen ihre Gäste zu verfahren; daß es ihrem Herzen ein großes Opfer koste, doch daß allerdings Beweggründe Statt finden könnten, wo das Gefühl schweigen müsse. Sie bemerkte dann, daß sie sich nicht für verpflichtet erachte, die sie leitenden Beweggründe zu offenbaren und sie daher, um jeder Anregung deshalb zu entgehen, abgereist sey und nicht eher in das Schloß zurückkehren werde, bis sie überzeugt sey, daß sie ihren Besuch nicht mehr antreffe." Sie wünschte ihnen eine glückliche Reise und Gottes Segen und legte, um zu beweisen, daß sie der Eltern Schuld nicht auf das Kind übertrüge, einen goldenen Löffel und funfzig Stück Louisd'or für Heinrich bei.

Schwindelnd vor Schreck und Erstaunen sahen die so gemißhandelten Reisenden einander an. Elisabeth hatte ihren Vater mit dem Vorfall der vergangenen Nacht bekannt gemacht. Nun gingen dem braven Mann die Augen auf. „Der schurkische Priester," rief er im Beiseyn der alten Dienerin, „dieser zweite Judas ist an Allem Schuld. Sage diesem Ungeheuer," wandte er sich zu dem alten teuflisch lächelnden Weib, „sage diesem geweihten Satan, daß ihn früher oder später Got-

tes rächende Hand treffen werde und daß, wenn er mir je begegnen oder ich seinen Namen nennen hören würde, ich ihm als einen niederträchtigen Wollüstling fluchen werde. Ueberall will ich den Jesuiten entlarven und erzählen, welche scheußlichen Laster unter seinem Priesterkleide verborgen sind. Sagt ihm dies und fügt gegen die Marquise hinzu, daß sie sehr verblendet seyn müsse, um sich von einem Bösewicht, wie Anselmo sey, verleiten zu lassen."

Die Dienerin verließ schweigend das Zimmer; Elisabeth weinte. Jeder Blick auf ihr Kind zerriß ihr das Herz; denn jetzt war auf einmal die Hoffnung, — gleich einer plötzlich herniedersinkenden Sternschnuppe in dunkler Nacht, die der Unkundige für das Verschwinden eines Sternes hält — verschwunden und in dem bittersten Druck verwandelt. „Trockne Deine Thränen, mein Kind!" — sagte Müller, kaum die eigenen zu unterdrükken mächtig — „der Sieg des Lasters darf Dich nicht entmuthigen, er ist gewöhnlich von kurzer Dauer und zieht so kurz aber heftig über das Haupt des Unglücklichen dahin, wie der Hagel über den Acker. Denke Dir, Du seyest eine Schildwache, die in einer unfreundlichen Herbstnacht auf einem verdrießlichen Posten steht; eben so wie diese nach einigen bangen Stunden abgelöst wird, eben

so wirst Du — nach einem treuen Ausharren in dem Glauben an eine allwaltende Vorsehung — von dem Posten Deiner Trauer erlöset werden."

„In jeder Lage, so unüberwindlich uns diese auch scheinen möge, werden wir sichtbar von einer höheren Macht unterstützt. Wie sollten wir schwache Wesen auch sonst das uns auferlegte Tagwerk zu Ende bringen können, ohne zu erliegen? Komm, liebes Mädchen! der Schurke, der Deine Hoffnungen vernichtete, ist nur einen Blick der Verachtung, nie aber so vieler Deiner Thränen werth."

„Denkst Du, daß Gott seine Gräuelthaten verborgen bleiben und er früher oder später seinen Lohn nicht empfangen wird? O, mein Kind, deß bin ich so gewiß, als ich gewiß bin, daß Du nicht unglücklicher werden wirst. Keine Mißthat bleibt ungerochen und wenn es uns auch so scheint; denn selbst wenn uns das Ende eines bösen Menschen als glücklich vorkommt, so ist es doch gewiß, daß in seiner Brust ein Rächer lebt, der unfehlbar trifft; es ist das Gewissen, die furchtbare Stimme, die Tag und Nacht, Morgens und Abends das Herz beängstiget, bis daß der befreiende Tod endlich den Schleier über Alles deckt."

„Vertraue auf das, was ich Dir sage; so lange ich lebe und Du Dich gut beträgst, werde weder ich noch Deine Mutter Dich verlassen und vertraue

auf Ihn, der gesagt hat: Lasset die Kindlein zu mir kommen!" er wird auch ein Vater Deines Heinrichs seyn. Komm, meine Elisabeth, laß uns packen und diesen Ort verlassen, wo Heuchler den Thron umgeben, ein Betrüger König ist und eine verleitete Frau sich Gesetze vorschreiben läßt."

Nachdem er dieß gesagt hatte, drückte er Elisabeth an sein Herz, küßte ihr Kind und entfernte sich dann aus dem Zimmer, um selbst die nöthigen Befehle zur Abreise zu ertheilen, während dem aber beschäftigte sich Elisabeth mit dem Einpacken der Sachen, damit Ihres Vaters Wunsch, sogleich den unseligen Ort zu verlassen, erfüllt werden könne.

In weniger als zwei Stunden waren alle Anstalten zur Abreise getroffen und von der nächsten Station die Pferde angekommen. Ehe Elisabeth in den Wagen stieg, schrieb sie folgende Zeilen an die Marquise und siegelte den goldenen Löffel so wie die Louisd'ors hinein.

Gnädige Frau!

„Ehe ich in Folge ihres räthselhaften Verlangens Ihr Haus verlasse, fühle ich mich nicht minder verpflichtet, Ihnen für Ihre freundliche Aufnahme meinen Dank abzustatten, als meine höchste Verwunderung auszusprechen über die un-

höfliche Art, womit sie von uns Abschied nahmen. Zu sehr überzeugt, daß nur ein unwürdiger Einfluß Ihnen einen Beschluß abgezwungen hat, der — so weit ich Ew. Gnaden zu kennen die Ehre habe — in Widerspruch mit ihrem Charakter steht, will ich Ihnen die eben so strenge, als unhöfliche Weise, mit der Sie mich und meinen Vater verstoßen, nicht höher anrechnen, als man einen gewöhnlichen Irrthum dem Menschen im gemeinen Leben anzurechnen pflegt. Ich hoffe, daß Ihnen einst über die Bösartigkeit Ihres Günstlings werden die Augen geöffnet werden und daß Sie diesen Heuchler, der das Kleid und das Wort der Kirche zum Deckmantel seiner Schlechtigkeit gebraucht, mit Verachtung einst betrachten werden.

Sie finden Ihre Geschenke für meinen Sohn hier beigefügt. Diese Gaben, die bei der gehofften Anerkennung meines Sohnes denselben auf's höchste geehrt haben würden, haben zu viel einem „„Abkauf"" Aehnliches, als daß ich solche anzunehmen mich veranlaßt gesehen hätte. Schenken Sie, gnädige Frau! Ihr Gold denen, die mehr Werth darauf legen, aber Ihren Namen und Ihr Herz dem Kinde, das noch zu jung ist, um selbst seine Bitte zu stammeln.

Leben Sie wohl, gnädige Frau! Möge der Himmel, der Schatten Ihres Sohnes und Ihr ei-

genes Gewissen Ihnen so aufrichtig verzeihen, als es von mir geschieht. Sie sind der Verleitung Opfer. Wie kann der Blinde urtheilen, ob er auf falschen Wegen wandelt? Ist dies nicht vielmehr die Schuld seines Führers? Wohl denn! ich fluche dem wollüstigen Anselmo; er beraubte Sie Ihres Gesichts, um auf den düstern Pfaden seiner Gottlosigkeit mit sich in's Verderben zu reißen

Ihre Dienerin

Elisabeth Müller."

Nachdem sie diesen Brief versiegelt und auf den Schreibtisch der Marquise gelegt hatte, verließ sie und ihr Vater das Schloß, um sogleich nach ihrem Vaterland zurückzukehren.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Meine Leser dürften nun wohl zu vernehmen erwarten, wie die so plötzliche Sinnes-Aenderung zum Nachtheil Elisabeths bei der Marquise veranlaßt worden sey.

Glühend vor Zorn hatte Anselmo, nach dem Mißglücken seines bösen Anschlags, Elisabeths Zimmer verlassen, nicht um sich zur Ruhe zu begeben, sondern um einen Plan zu ersinnen, wie er am besten seine Rachsucht befriedigen könne. Dieselbe Schrift, womit er wenige Augenblicke zuvor Elisabeths Tugend zu besiegen hoffte, war nun ein Mittel ihre Hoffnungen zu vernichten. Man darf nicht glauben, daß Anselmo, wenn er bei Elisabeth seinen Zweck erreicht hätte, wirklich sein Wort gehalten und die Anerkennung des Kindes veranlaßt hätte, nein, er würde nur etwas später die Schritte zur Kühlung seiner Rache gethan haben.

Nach der Marquise Erwachen schlüpfte Anselmo fuchsschwänzelnd wie ein schnurrender Kater in deren Zimmern und sich heftig erschrocken stellend, erzählte er der abergläubischen Frau, daß ein Traumbild, das eine höhere Macht ihm in verwichener Nacht zugesandt habe, ihm eine schnöde List hätte entdecken lassen. Es sey ihm, so erzählte er, ein Engel in weißem Gewande, von einem Sonnenglanz umgeben, der nicht allein sein Schlafzimmer sondern das ganze Schloß wie mit Feuergluth übergossen habe, erschienen, und habe ihm zugeflüstert, daß zwei betrügliche Menschen, die durch ihren Abfall vom einzig wahren Glau-

ben den Augen Gottes nicht mehr wohlgefällig seyen, einen Kunstgriff zu gebrauchen Willens wären, um die Religiosität einer frommen Frau zu Nutzen und Frommen eines unehelígen Kindes zu benutzen; daß jedoch dies Kind keinen Tropfen Blutes der de Noverre in seinen Adern trage und allein zum Vorwand diene, um des Geschlechtes reiche Güter, die nach dem Aussterben legitimer Erben an die heilige Mutterkirche fallen würden, an eine fremde Familie zu bringen und daß der Beweis darüber unter dem Kopfkissen der sogenannten Mutter des Kindes zu finden sey. Nachdem er aus Schreck darüber erwacht sey, habe er sich zwar überzeugt, daß die hohe Erscheinung nur ein Traum gewesen sey, doch ein Traum, welcher so sehr die Kennzeichen einer himmlischen Offenbarung an sich getragen habe, daß er nicht umhin gekonnt habe, sich nach Elisabeths Schlafzimmer zu verfügen, um dieser während des Schlafes den falschen Beweis zu rauben. Elisabeth, so fuhr er fort, sey erwacht, sey aus dem Bett gesprungen und habe durch ein heftiges Klingeln fast das ganze Schloß in Aufruhr gebracht, wie dies die Dienerin bezeigen könne, doch er, Anselmo, habe sich durch eine höhere Macht beschirmt, weder an den gewaltigen Lärm noch an die Schimpfreden des bösen Weibes gekehrt und ihr

ohngeachtet ihres Sträubens das Pergament unter den Kopfkissen hervorgerissen; — welchen falschen Beweis von Familienrechten — mit welchen gewiß ein böser Zweck habe verbunden werden sollen — er denn der Marquise ehrerbietig abliefere, sie dabei noch anflehe, den Fehler der Gottlosen nicht am Kinde zu bestrafen, aber sie im Namen des höheren Wesens, das ihm im Schlaf erschienen sey, beschwöre, die Anstifter des bösen Planes alsbald, ohne von ihnen Abschied zu nehmen, von sich zu entfernen.

Nach dieser ächt jesuitischen Erzählung und dem listigen Rathschlag, ließ er seinen Spielball jenen Befehl schreiben, den Elisabeth im Frühstückszimmer fand und war dann mit der Marquise nach seiner Pfarre gefahren, um sie so lange bei sich fest zu halten, bis er durch seine Vertraute, die alte Dienerin, von der Abreise der Gäste unterrichtet worden sey.

Aus eigener Bewegung hatte die Marquise für das Kind, das sie lieb zu gewinnen begann, den goldenen Löffel und die funfzig Louisd'ors beigelegt und dies hatte ganz den Beifall ihres schelmischen Regenten gefunden. Es würde von weniger Menschenkenntniß gezeigt haben, hätte Anselmo die Marquise gegen das Kind aufbringen wollen, dies würde gegen ihr Gefühl gestritten

und sie zu Argwohn gebracht haben; weit besser und listiger war es dagegen von ihm, für die Unschuld Mitleiden in Anspruch zu nehmen und nur scheinbar allein die Schuldigen zu verfolgen, um sich dadurch einen Schein von Rechtschaffenheit zu erhalten. Den Schein des Guten sich zu erhalten ist aber ein Hauptbestreben der Jesuiten, denn unter dieser Mönchskappe können sie am leichtesten betrügen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

In trüber Stimmung verfolgten Müller und Elisabeth ihre Reise nach dem Vaterlande, wo eine Mutter voll Hoffnung und eine theuere Freundin ihrer Zurückkunft mit Ungeduld entgegen sahen.

Der kleine Heinrich hatte, als sie das Schloß verlassen hatten, geweint und wie ungewöhnliche Furcht vor dem Wagen gezeigt; dieser zufällige Umstand gab mannichfache Veranlassung zu Gesprächen zwischen Vater und Tochter und Letztere sagte, daß Sie glaube, des Kindes innere Natur habe sich gegen das Verlassen des väterlichen Er-

des sträuben wollen, welche ungereimte Einbildung Müller indessen mit kräftigen Worten widerlegte.

Um im Wohnorte Müllers kein besonderes Aufsehen zu erregen, reiste man zuerst nach Johannas Landgute, die sich schon vor der Reise verpflichtet hatte, für des Kindes weitere Erziehung Sorge tragen zu wollen, wenn wider Erhoffen die Großmutter es nicht anerkennen sollte.

Es war Abend als die Reisenden anlangten; Johanna flog ihren Gästen entgegen und ihre erste Frage war nach dem Ablauf der Unternehmung. Indessen deuteten Elisabeths traurige Mienen eine ungünstige Nachricht an. Sobald die Reisenden sich nun etwas erholt hatten, erzählten sie wechselweise den Hergang der Sache, die Johanna so mit Entsetzen und Verwunderung erfüllte, daß sie außer sich ausrief: „die Menschheit ist ein Räthsel zu dem Gott und der Satan jeder einen Schlüssel hat."

Am folgenden Morgen nahmen Müller und Elisabeth Abschied von Frau Blumendorf und dem jungen Heinrich, der bei seiner Pflegemutter zurück blieb. Mit innigem Schmerz sprachen sie von der gescheiterten Hoffnung und der tiefen Traurigkeit, welche das ihnen Widerfahrne in Frau Müller Herz erregen würde. So lebhaft auch ihr

Verlangen war, die gute Frau wiederzusehen, sahen sie doch dem ersten Begegnen entgegen, wie der Reisende einem steilen Berg, der sich in seinen Weg stellt und den er überstiegen zu haben wünscht.

Die arme Frau lag im Fenster, als der Reisewagen in den Strahlen der Sonne fröhlich und schnell daher gerollt kam. Sie nickte den Ankommenden ängstlich zu und verstauchte sich bald das Bein, um recht schnell an der Thür zu seyn. Schwankend zwischen Furcht und Hoffnung wie der Kahn in der Brandung an der fremden Küste, drückte sie Elisabeth an ihre Brust und eilte dann an das Herz des Gatten; beide waren stumm wie der Schmerz ihres Herzens. Schon auf der Treppe flüsterte sie beiden ihre neugierigen Fragen in das Ohr; noch durften diese nicht antworten, doch eine Thräne in Elisabeths Augen sprach laut genug, um ihr die unglückliche Wahrheit errathen zu lassen.

„So ist denn alles mißglückt; ich sehe es schon;" sagte sie mit tiefer Niedergeschlagenheit; „verberget mir nichts; ich bin auf böse Nachrichten vorbereitet, obschon die guten mir vor dem Geist schwebten, ohne daß ich sie zu entfernen vermochte, weil der Mensch so gerne glaubt, was er feurig wünscht. Da liegen denn unsere Luftschlösser zertrümmert. Wie unvorsichtig ist es, von Rosen im Leben zu träumen, wo es nur Dornen giebt."

Müller bemühte sich, nach Beendigung der umständlichen Erzählung aller Vorfälle, seine Frau durch die Kraft seiner Rede und durch die Worte der Religion, die selbst den härtesten Schlag leicht machen, zu beruhigen und dies gelang ihm so vollkommen, daß die gute Frau in die Worte ausbrach: „Du hast Recht, lieber Müller! ein ruhiges Unterwerfen in Gottes Willen ist der beste Weg, unser Herz zu befriedigen. Er allein weiß was uns gut und nützlich ist; die Prüfung erweckt Geduld. Erkenne dies Elisabeth! thue fortan Deine Pflicht, lebe tugendhaft und dann wird die allgütige Vorsehung die Bekümmerniß, die sie Dir auflegte, tragen helfen, gleich wie der Starke die Last des Schwachen."

Auf die Tage der Furcht, der Hoffnung und Täuschung folgten einige Jahre, während welcher nicht eben etwas Besonderes im einfachen Leben der Familie Müller vorfiel; indessen darf ich nicht unterlassen, zu erwähnen, daß der Bankrott eines angesehenen Handelshauses in Bremen, dem Müller einige Jahre früher den größten Theil seines Vermögens anvertraut hatte, dem Wohlstand desselben einen harten Schlag beibrachte. Es blieben ihm nur noch einige holländische Papiere übrig, in Belauf von 6000 Gulden jährlichen Einkommens. Mit dieser Summe konnte die sorgsame

Hausmutter, so ängstlich sie ihre Ausgaben auch beschränkte, nicht auskommen, so lange man in der Stadt wohnen bleiben wollte und es wurde deshalb einstimmig beschlossen, ein kleines Landgut in Johannas Nähe zu pachten und daselbst im Schooße der lieben Natur, lieber in einer verborgenen Armuth zu dulden als in der Stadt ihren Wohlstand schwinden zu sehen, wo sie ihr Unglück tiefer empfinden mußten, denn überall findet man Menschen von bösem Charakter, die aus einer Anlage von Bösartigkeit, sich an dem Fall ihrer Mitmenschen ergötzen.

Den kleinen Heinrich konnte man nicht mehr klein nennen; er war in die Jünglingsjahre getreten und besuchte jetzt als ein schlanker Knabe von 14 Jahren, munter und schön wie einst sein Vater, und ein treues Ebenbild desselben, das Gymnasium mit Rudolph, dem Sohne seiner Pflegemutter, die ihn wie den eigenen Sohn liebte, so daß man kaum zu unterscheiden im Stande war, welchem von Beiden die Natur die größten Ansprüche gegeben hatte.

Die liebliche Marie, Johanna's Tochter, die eben ihr fünfzehntes Jahr angetreten hatte, machte das Kleeblatt, von dem sie wohl das lieblichste Blättchen war, voll. Wenn sie mit ihren blonden Locken und kornblumenblauen Augen, die un=

ter jungen Rosen auf die Lilien des aufkeimenden Busens hernieder sahen, mit ihrer schlanken Gestalt und leichtem Gange über den Hof schwebte, so hätte man sagen können, die Psyche der Villa Borghese habe ihre Toilette verlassen, um unter Germaniens reinem Himmel in der freien Natur ihren Amor aufzusuchen.

Heinrichs Brust blieb nicht kalt bei diesem liebenswürdigen Mädchen. Seine sich erschließende Männlichkeit schien unter dieser schönen Sonne weiblicher Lieblichkeit, dem minder raschen Gange der Natur voraus zu eilen, um früher im Tempel der Liebe opfern zu können. Die unschuldige Marie vermuthete solches nicht; sie liebte Heinrich wie ihren Bruder, weil sie keine andere Liebe kannte. Erst bei Gelegenheit eines kleinen Streites zwischen ihr und ihrem Bruder, wo Heinrich zum Schiedrichter aufgerufen wurde, fühlte sie, daß sie Heinrich mehr als den streitsüchtigen Rudolph liebe, denn wie immer schlichtete er den Streit zu ihrem Vortheil und die Dankbarkeit ist so geschickt, dem Spiele der Liebe Vorschub zu leisten. Ein Augenblick erweckte, was noch ruhig in ihrer Brust schlief: sie dankte Heinrich für den Eifer, womit er ihre Sache vertheidigt habe, und fühlte unter diesem Danken jetzt ein Etwas, was sie bisher noch nicht gekannt hatte. Es war die

Empfindung der ersten Liebe, denn wo zwei junge Herzen im traulichen Zusammenleben sich einander nähern, da tritt bald das geflügelte Kind mit grüner Kette zwischen sie, um die Zwei an einander zu fesseln.

Frau Blumendorf sah nicht ohne geheimes Vergnügen, doch auch nicht ohne Besorgniß, die sich mehr und mehr entwickelnde Liebe ihrer Tochter zu ihrem Pflegesohn und ihres Pflegesohnes für das liebenswürdige Mädchen; doch bekannt mit der Nutzlosigkeit eines Entgegenstrebens gegen ein geheimes Liebesspiel, ließ sie die Sache gehen und hatte nur ein wachsames Auge auf die Gänge und Spiele der jungen Leute.

Sie hatte Heinrich durch Vermittlung eines angesehenen Freundes eine Anstellung in D.... bei der Staatsregierung verschafft, wodurch er zwar noch nicht viel verdiente, doch die Hoffnung hatte, bald einen bessern Posten zu erhalten, und damit die Aussicht, später Marien zum Altar führen zu können. Mit der Zeit sollte er dann ein Landgut kaufen, um seine Mutter, Elisabeth, zu sich nehmen, seinen Großvater Müller und dessen Frau unterstützen und dem Pater Anselmo früher oder später zu Leibe gehen zu können. Diese letztere Bemerkung fügte immer nur Heinrich hinzu, wurde aber stets von Johanna mit den Worten zur Ruhe

verwiesen, daß sie ihm die Schlechtigkeit Anselmo's nicht erzählt habe, um ihn zur Rache zu entflammen; sondern nur zu warnen, daß er sich vor Heuchlern in den Familien bewahren solle. So malte sich Heinrich in seiner Einbildung die Zukunft aus; ohne in der Gluth des jugendlichen Verlangens zu bedenken, daß der Mensch keinen Tag, viel weniger Jahre voraus berechnen kann.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Es verliefen zwei von den gewünschten Jahren mit einer Schnelligkeit, die Heinrich verwunderte; denn je älter man wird, je schneller scheint die Zeit dahin zu eilen, gleich einem Rosse in der Fülle seiner Kräfte. Diese zwei Sommer hatten für die Familie Müller keine Rosen erblühen lassen, sondern vielmehr das letzte Blümchen des Glücks versengt. Heinrich, der sich nach Beendigung der vierundzwanzig Monate, als Secretär oder schon Amtmann zu sehen hoffte, befand sich noch an seiner alten Stelle, wohl aber an dem Scheideweg der Wohlfahrt und des Glücks. Der arme junge Mann hatte bei seiner Aufzählung der

häuslichen Vergnügen mit Marie, Mutter und Großeltern die Rechnung ohne den Wirth gemacht; es war für ihn ein trauriger Gedanke, noch immer nicht mehr als Schreiber zu seyn und er ließ manchmal einen Seufzer über die Korallenlippen entfliehen, wenn er sich dachte, daß er noch immer nicht im Stande sey, sich und Marien zu unterhalten.

Der Mord des Korsikaners an der holländischen Schuld verübt, hatte Müllers Nothanker um zwei Drittheile beraubt, so daß ihm nur die einzige Hoffnung auf die Ruhe im stillen Grabe blieb.

Langsam traten die drei Unglücklichen den mühevollen Weg der Armuth weiter und weiter an; was ihnen das Schreckensdekret nachgelassen hatte, raubten und verschlangen die aus Rußland zurückkehrenden Skelette, die die Wuth über die zuerst kennen gelernten Niederlagen an dem friedlichen Bürger rächen wollten; Angst und Schreck, Kanonendonner und Allarmgeschrei waren an der Tagesordnung. Elisabeth, durch die Jahre des Elends mit bleichen Wangen und grauen Haaren beschenkt, lief furchtsam mit abgetragenen Kleidern durch die Straßen von D..., um durch ihren kleinen Hausirhandel ihre Eltern wenigstens vor dem Hungertode zu bewahren. Die Tage des

Wohles und Glücks standen als goldene Schatten in dem Hintergrund ihres Gedächtnisses, das zu sehr mit dunklen Bildern der Gegenwart erfüllt war, als daß sie sich der erfreulichen Zeit hätte erinnern sollen, wo sie noch die Tochter eines wohlhabenden Bürgers war. Sie that es wohl zuweilen, aber bezahlte auch stets diese Erinnerung mit ihren Thränen. Wenn sie am Abend eines mühevollen Tages mit dem sauer verdienten Brod nach der kleinen Kammer im vierten Stock hinaufstieg und Ermüdung ihr diesen Himmelsgang äußerst mühevoll machte; wenn sie dann ihre fromme Mutter mit der verrosteten Brille über der Bibel liegen und ihren geduldigen Vater mit gefaltenen Händen neben dieser sitzen sah, bei ihrem Eintritt aber ein Schwanken zwischen Gottesfurcht und einem ängstlichen Verlangen sich auf beider Gesicht aussprach und sie, wie mit einem Munde fragten: ob Elisabeth einen guten Tag gehabt habe; wenn sie darauf mit schmerzlichen Lächeln das große Brod und das noch übrige Geld zeigte und sie ihre Eltern dann die Augen dankend zum Himmel aufschlagen sah; — o! dann vergaß sie die bitteren Worte, die ihr die sagten, denen sie ihre Waaren so oft vergebens angeboten hatte; vergaß das unfreundliche Wetter, die ausgestandene Kälte und das Kränkende der Er=

niedrigung, um nur allein aus den thränenvollen Augen der greisen Mutter, aus dem Händedruck des kränklichen Vaters ihren Lohn für das trockne Brod zu ersehen, Gott dankend, daß dies von ihr wenigstens ehrlich verdient war.

Welch' ein Zustand für diese brave Familie, in dem sie ausharren mußte! Wie manche würden an ihrer Stelle das Haupt sinken oder sich zum verzweiflungsvollen Aeußersten haben verführen lassen; denn da, wo die Hoffnung mit eben so großen Schritten sich entfernt, als die Armuth sich nähert, ist der menschliche Verstand auf dem gefährlichsten Punkte, um zur Verzweiflung zu kommen und zur Raserei überzugehen. Wehe denen, die alsdann an keinen allwaltenden Gott glauben; sie entbehren der Zuversicht, die dem schwarzen trocknen Brodte einen angenehmen Geschmack, dem reinen Wasser einen Weingeruch giebt; die die Geduld üben lehrt; den letzten Funken der Hoffnung vor dem gänzlichen Verlöschen bewahrt und der Seele verheißt, daß jenseits über den Mühen des Lebens in dem verheißenen Himmel der Lohn den Getreuen erwarte.

Müller und seine Frau dankten Gott für das trockene Brod, dessen Anschaffung ihnen der Sorgen und Thränen so viele kostete, mit demselben Eifer, als sie ihm für den Ueberfluß der früheren

Tage gedankt hatten. So herrlich wirkt die Religion auf das menschliche Herz, daß es an nichts hängt, denn an dem einzig Nöthigen; für den Unglücklichen ist sie ein Antrieb zur Geduld und Hoffnung; für den wahrhaft Frommen eine erwärmende Sonne, die nie untergeht und selbst dem Grabe seine kalte Düsterheit raubt; für den Wankelmüthigen ist sie eine Herzerstärkung, die das verzagende Gemüth aufrichtet und für das Laster, das sie so lang verschmähte, die rettende Hand aus der Fluth, die alles dahin reißt.

Das Schicksal hatte indessen den bitteren Kelch für Elisabeth noch nicht ganz voll gemacht. Denn was sagt Armuth und Erniedrigung gegen die Angriffe auf die heiligsten Banden der Natur? Denn gilt es heute den irdischen Gütern und der Ehrsucht, so wird morgen das Blut auf das Spiel gebracht und die zartesten Fäden berührt, die am Herzen fest sitzen.

Elisabeth's letzte Hoffnung war ihr Sohn, der durch ihre Freundin Johanna, die für ihn wie für ihr eigenes Kind sorgte, eine gute Erziehung genossen hatte. Unselige Verführung brachte Heinrich in einen Clubb, wo viele edel gesinnte Deutsche sich versammelten, um über die Angelegenheiten des leidenden Vaterlands sich zu berathen und einen Plan zu unterwerfen, um das bleierne Joch Frank-

reichs abzuwerfen. Die Schlacht von Leipzig war durch die verbündeten Mächte noch nicht gewonnen; das Geschick des Krieges stand noch mißlich; der unternehmende Geist des in Wahrheit geschickten Napoleon, die Tapferkeit seiner Truppen, die mannichfaltigen unerschöpfbaren Hilfsquellen, die für ihn noch auf allen Seiten flossen und die geringe Hoffnung die man damals noch hatte, daß Sachsen und einige andere Bundesgenossen der Franzosen sich der Coalation anschließen würde, machte noch Viele bekümmert, wie der Riesenkampf sich endigen würde. Der Drache besaß noch Köpfe genug und die, welche ihm abgeschlagen worden waren, konnten immer wieder anwachsen.

Zum ersten Mal befand sich der jugendliche, doch für seine Jahre besonders kluge, männliche Heinrich im Clubb, als über den nicht unwichtigen Plan berathen wurde, die Stadt den verbündeten Mächten zu überliefern. Voll Feuer umarmte der Jüngling, in dessen Adern ächtes deutsches Blut strömte, obschon ein Franzose sein Vater war, die Mitglieder der Verschworenen; den Kopf erfüllt mit einem Ideal von Volksglück, wie es der große Fenelon eben so lieblich als kräftig geschildert hat, trank er just auf des Vaterlands Heil und die Gesundheit aller Tapferen, als ein Trupp Franzosen die verrathene Versamm-

lung überfiel. Bei Keinem fand man Beweise der Schuld, nur bei Heinrich allein wurde ein Waffenaufruf des Königs von Preußen, den er sich zu verschaffen gewußt und auf den er in einem Augenblick des Enthusiasmus „Ehre sey Wilhelm III! lange lebe Deutschland!" geschrieben hatte, aufgefunden.

Zwischen vier Gensd'armen, die Arme gefesselt, ward er in der Dunkelheit des Abends nach dem Gefängniß abgeführt. In wenigen Augenblicken war die traurige Nachricht selbst bis zum vierten Stock der armen Familie gedrungen. Auch Johanna blieb nur bis zum andern Morgen ununterrichtet; beider Familien Betrübniß war ohne Gränzen; wie von einem Gedanken beseelt eilten Johanna und Elisabeth zum General, umfaßten seine Knie, flehten seine Gemahlin, seine Kinder, seine Beamten, selbst seine Bedienten an, Heinrichs Jugend in Betracht zu ziehen, und die Sache nicht weiter zu verfolgen. Unter dieser Zahl Franzosen befanden sich wahrlich gefühlvolle Seelen, nur wenige blieben kalt. Unter den Unerbittlichen befand sich aber der General, dessen kupfernes Herz nicht zu erweichen war; er kannte nur eine Pflicht, die: Alles für den Gewalthaber, den er den Unvergleichlichen nannte, aufzuopfern, weil es dessen Werk war, daß sein ehrsüchtiges

Herz nicht mehr unter dem Korporalsrocke, sondern unter einem betreßten Kleide klopfte.

Einen permanenten Kriegsrath versammelte er schon am andern Tag, als fürchte der listige Franzose, daß ihm sein Schlachtopfer, bei längerem Zaudern, entschlüpfen möchte.

Durch eine unzählbare Menge Menschen, wovon sieben Achtel ihre Thränen nicht unterdrücken konnten, wurde der arme, todtbleiche Jüngling nach dem Blutrath geführt und noch am selben Abende, trotz seines Läugnens und der klugen Vertheidigung, zum Tode verurtheilt.

Die Mutterliebe kennt keine Zeit noch Stunde, noch Wohlanständigkeit, wenn es das Wohl ihres Kindes gilt. Am späten Abend, in armseliger Kleidung, sinnlos fast durch Schmerz, eilte Elisabeth nach der Wohnung des Generals, um nochmals sein menschliches Gefühl in Anspruch zu nehmen oder, wenn er keins mehr besitzen würde, zu seinen Füßen zu sterben. Vergebene Mühe!... der Wüthrich hatte die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Elisabeth wurde von der Schildwacht sehr unsanft in demselben Augenblicke abgewiesen, wo der Courier das Todesurtheil zur Bestätigung nach dem kaiserlichen Hauptquartier brachte.

Im Rausche eines stummen Trübsinns, der

weit ihre Kräfte zu übersteigen schien, wankte Elisabeth nach ihrer Wohnung zurück und verfiel in ein heftiges Fieber.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Eine düstere Nacht war heraufgestiegen; kein Strahl des hinter dunkelen Wolken hinabsinkenden Mondes, kein Sternenlicht drang in den düsteren Kerker, in welchem der unglückliche Heinrich den Kopf auf die gefesselten Hände gestützt, nachdenkend saß, während dann und wann, wenn er an seine Marie, an seine beiden Mütter oder an sein entsetzliches Loos dachte, große Thränen über seine bleichen Wangen tropften. Schrecklich war ihm zu Muthe; das mindeste Geräusch versetzte ihn in den Zustand eines furchtsamen Kindes, das sich nach Anhörung einer Spukgeschichte, womit ihm die alte Kinderwärterin den Schlaf verscheucht hat, allein im Bette befindet.

Dann und wann bat er Gott um Erbarmen, denn auch in ihm hatte die brave Johanna es nicht versäumt den Keim der Gottesfurcht zu ei-

ner schönen Pflanze heranzuziehen und sie tief in seinem Herzen wurzeln zu lassen.

Die Glocke schlug zwölf, alles war in Ruhe, selbst die Nachteule des Thurmes schien den Schlaf des Unglücklichen zu schonen, denn ihre dumpfe Stimme ließ sich nicht hören; aber dann und wann hörte Heinrich in der Ferne das Rasseln einer Kette; es war der große Wachthund, der zuweilen in oder aus seiner Hütte kroch, als fürchte er, daß einige Schlachtopfer entfliehen möchten. Plötzlich hört er Geräusch; das Schloß der Kerkerthür rasselt; die Thür selbst kracht: „Wer da?" ruft er mehr todt als lebend, „die Nachtrunde!" antwortete eine barsche Stimme; die Thür wird geöffnet: „geh' nur weiter Lucas!" sagt dieselbe Stimme, ich werde diese Abtheilung allein visitiren!" Und nun sieht Heinrich, beim schwachen Licht einer großen hornenen Laterne, einen ganz alten Mann, dessen bleiches Angesicht und lange silberweiße Haare ihm das Ansehen einer aus dem Grabe erstandenen Leiche gaben, auf einem hölzernen und einem verkrüppelten Beine in das Gefängniß eintreten.

„So Kamerad!" sagte der Greis, „schlaft Ihr nicht?"

„Nein Herr! wer kann wohl schlafen, wenn

man dem großen Schlafe nahe ist, wie ich." Dies sagend fieng Heinrich bitter zu weinen an.

Der Alte seine Laterne aufhebend, so daß ein Lichtstrahl auf das schöne jugendliche Antlitz Heinrichs fiel, rief seufzend aus: „Noch so jung und schon so unglücklich!"

„Ja wohl unglücklich und wenn ich es nur noch allein wäre, aber — meine Mutter; meine Braut; meine Pflegemutter; alle, alle, alle sind mit und durch mich unglücklich. O! wenn Gott sich doch diesmal unserer erbarmte!

„Ihr seyd unvorsichtig gewesen, junger Mann! man muß nicht Complotte gegen seine Obrigkeit schmieden und scheint uns diese auch unwürdig."

„Ich bin jung mein Herr! und in meinen Adern fließt ächtes deutsches Blut; dies wird ihnen genug seyn; ich werde trachten als ein braver Deutscher für mein Vaterland zu sterben, ohne meine Ruhe zu verlieren."

„Potztausend! Ihr sprecht wie ein Grenadier des alten Fritz. Ja die Kugel muß Euch mehr als Ihr die Kugel fürchten. Sterben ist nichts, wenn man nur mit seinem Innern abgerechnet hat, daß uns oben keine böse Schuld erwartet."

„Dies hab' ich gethan, mein guter Herr! Gott wird das Kind nicht dafür strafen, weil es sein

Vaterland aus der Sklaverei hat befreien wollen; dazu hat Gott die Kinder zu lieb."

„Armer Jüngling! Noch so jung, so schön, so klug und gleichwohl so unglücklich!" Hier schlug der Greis seine rechte Hand vor die Augen und weinte.

Auch Heinrich begann zu schluchzen: „Sie scheinen Mitleiden mit mir zu haben," sagte er. „O! braver Mann, auch in Ihrem Herzen fließt noch ächtes deutsches Blut!"

„Das thut es auch Knabe! doch um Gotteswillen sprecht leise. Der Verrath kennt des Schlafes Süßigkeit nicht. Er schläft nie, wacht ewig doch mit einem weniger schönen Zweck als der alte Schnellläufer, der uns auf seinen Flügeln aus diesem Thränenthal nach dem Himmel bringt.

„Sie scheinen ein sehr guter Mann zu seyn, mein Herr! Haben auch Sie empfunden, wie süß es ist, wenn man im Kerker eine Thräne der Theilnahme fließen sieht?"

„Gewiß habe ich dies empfunden, würde mich sonst Euer Loos so anziehen? Man muß den Werth des Trostes aus Erfahrung kennen, um diesen gern Anderen anzubieten; Ihr seyd der Einzige nicht, um den die schon halb vertrockneten Brunnen fließen, ich habe hier Viele, die ich beklage, die ich liebe und deren Schicksal ich erträg-

licher zu machen suche. O! dies ist der schönste Vortheil meines mühevollen Postens! Der Körper hat wohl Alles hier, was er verlangen kann, allein die Seele will auch ihr Theil haben, vor Allen auf einem Platze, wo sie so oft erschüttert wird. Ich schein' für die Höhlen des Unglücks geboren."

„Wie ich bemerken kann, sind Sie für diese ein wohlthuender Genius. Ein schöneres Tagewerk können Sie hier unten wohl nicht vollbringen, als das, welches Ihnen von Gott selbst, zum Vortheil so vieler Unglücklichen, übertragen worden ist. Doch wohin zielte ihre Rede, daß Sie für die Höhlen des Unglücks geboren worden zu seyn schienen?"

„Weil, lieber junger Mann! ich seit einer Reihe von Jahren nichts als Kranke und Unglückliche bewacht habe; weil ich, ehe ich hier Schließer wurde, Krankenwärter im Feldhospital in S*** war."

„Im Lazareth zu S***" sagte Heinrich mit einem Seufzer, „da ist mein Vater gestorben."

„Wer war Euer Vater?" —

„Ein französischer Officier!"

„In welchem Jahre starb er?"

„So viel ich gehört habe, im Jahr 1797, kurz vor meiner Geburt."

„Wie war der Name Deines Vaters unglückliches Kind?"

„Heinrich de Noverre!"

„Großer Gott! und der Eurer Mutter?"

„Elisabeth Müller."

„O Vorsehung!" seufzte Christian Stock und sank dem Jüngling in die Arme.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Glocke verkündete bereits die erste Stunde des Morgens und noch hatte der brave Stock den Sohn seines Freundes nicht verlassen. „Eurem Vater, lieber junger Mann," sagte er, „verdanke ich meine Stelle in diesem Hause; vielleicht um einmal, nach Verlauf so vieler Jahre, seinem Kinde nützlich zu sein. Was sag' ich, vielleicht; es es ist sicher Gottes Werk; wer sollte hier das Walten der Vorsehung verkennen, die Jahrhunderte weit vorausrechnet, wo dann alles auf den Tag der Erfüllung, weise und gut herauskommt. Ich bin von höherer Hand hierher gerufen, Eure Missethat ist keine; Ihr versuchtet diese für Euer Vaterland, Ehre sei Eurer kühnen That! Der

Gott Deutschlands lebt; die Rachegöttin ist aufgestanden! Ein alter Soldat Friedrich des Grossen kann nicht unthätig bleiben, wenn es Deutschland gilt, wenn ganz Deutschland thätig ist. Jüngling weine nicht mehr! Ich werde Dich retten! Morgen athmet Ihr frei um diese Stunde und Gott wird das Weitere schicken."

Wer beschreibt die Empfindung, die Freude, das Entzücken Heinrichs? Auf die Knie vor dem Greis niedersinken, Gott anrufen und dem Alten die bleichen Wangen roth küssen, — war das Werk eines Augenblicks!

„Doch wie wollen Sie das anfangen?" frug Heinrich, bei dem Ueberlegung an die Stelle der ausgelassenen Freude getreten war.

„Laßt mich nur dafür sorgen;" — entgegnete Stock, — „morgen hüte ich das Bett; ich gebe vor, ernstlich krank zu sein; meine Kammer ist auf dieser Gallerie, dicht bei Eurem Gefängniß; nun muß ein Anderer meinen Posten wahrnehmen; der Aufseher, der die Runde thun muß, ist ein schelmischer Franzose, der schon Manchen unglücklich dadurch gemacht hat, daß er ihn erst auf eine schlaue Weise ausforschte und dann verrieth. Er ist jedem ehrlichen Mann ein Greuel; auf ihn komme die Schuld Eurer Flucht, wahrscheinlich wird er, — da er beim General gut angeschrieben

steht — gnädig wegkommen; wo nicht, so komme die Schuld, einen Wüthrich von seinem Posten verjagt zu haben, auf mein graues Haupt, das Unglück, eine Plage entfernt zu haben, ist nicht zu groß. Nun werde ich mich, wenn der Franzose die Nachtrunde macht und an mein Bett kommt, stellen, als ob ich fest schliefe. Wir haben jeder ein Bund Schlüssel; das weiß indessen der Schurke nicht; ich habe mir diese im Geheimen anzuschaffen gewußt, um im Stande zu sein, dem Unglück ohne sein Wissen Linderung bringen zu können. Sobald er eine halbe Stunde zu Bette ist und fest schläft, — was bei ihm selten fehlt, weil sein Judaskopf vom Dunste des Weines erfüllt ist — öffne ich Euren Kerker, zeige Euch ein Fenster, das hinter der Feste hinausgeht; wir passen den Augenblick ab, wo die Schildwache nach der äusserten Spitze des Gebäudes wandelt; Ihr laßt Euch dann an einem Strick hinab und eilt zu Eurer Mutter; dort zieht Ihr Frauenkleider an und schlüpft mit dem ersten Morgenlicht beim Aufgange des Thors als Hausirerin, mit dem Kram Eurer Mutter vor der Brust, aus der Stadt; Eure Flucht kann nicht früher als bei der ersten Morgenrunde entdeckt werden; alsdann seid Ihr aber bereits weit weg. Wählt nicht die Hauptstraße, sondern mehr Neben- und Fußwege und

sucht so schnell als möglich die ersten Preußischen Vorposten zu erreichen. Vertauscht dann die Frauenmütze mit dem Todtenkopf der schwarzen Husaren und werdet eine Geisel für die Güte der Franzosen, die uns lange genug schon gedrückt hat. Muth, junger Mann! alles wird gut gehn; Gott ist mit uns, wer soll wider uns sein!" „O Vorsehung! Ja sie lebt! Sie regiert!" rief Heinrich mit gefalteten Händen. „Welch' einen Trost rufen Sie mir braver, edler Stock, wie vom Himmel zu: Gott ist mit uns, wer soll da wider uns sein!"

Stock umarmte seinen jungen Freund und verließ ihn dann.

Achtunddreissigstes Kapitel.

Stocks Frau hatte bereits Elisabeth von dem, was in der Nacht geschehen sollte, unterrichtet. Keine doppelte Dosis China hätte auf ihren fieberkranken Körper eine solche Wirkung machen können, als es die ihr zugeflüsterten Worte: „Dein Heinrich soll gerettet werden," vermochten.

Wahnsinnig von Hoffnung, Furcht und unver-

stellter Empfindung, flog sie der Frau Stock in die Arme und bedeckte sie mit Küssen.

„Mein Sohn soll gerettet werden.... Großer Gott, sollte es möglich sein? Hab' ich Euch recht verstanden, gute Frau? Träume ich nicht! Lebe ich wirklich!" Dieß waren ihre Ausrufungen, bis ein Strom von Thränen ihr Herz erleichterte und sie mit ihren Eltern ein Gebet zu Gott richtete das sicher mit Wohlgefallen erhört wurde.

Mit mehr als gewöhnlicher Sorge brachte sie ihren Korb mit den kleinen Waaren in Ordnung, legte ihr bestes Kleid, das sie am Sonntage, wenn sie das Gotteshaus besuchte, anzulegen pflegte, zurecht, damit sie in dem beängstigenden Augenblick der bevorstehenden Nacht nicht in Verlegenheit kommen könne und schloß dann den Tag mit Beten, ohne an den Brodterwerb, ohne an die Haushaltung, ohne selbst an das Essen zu denken, nur dann und wann den trockenen Mund mit einem Trunke erquickend; denn die Angst ist durstig, und bei Elisabeth hatte diese den höchsten Punkt erreicht. Vater Müller sprach von Gottes Hülfe in der Noth als der besten Zuversicht von allen. „Er, der uns erschuf," — sagte er, — „hat unsere Kräfte geprüft und legt dagegen die Widerwärtigkeit in die Wagschaale, damit wir nicht mehr leiden dürfen als wir ertragen können. Je-

der Unfall führt auch einen Nutzen für das menschliche Leben mit sich; wir lernen beten und vertrauen in den Tagen des Elends; die Tage des Unglücks sind reicher an Unterricht als die Tage des Glücks; auf den dornenreichsten Wegen wandeln die wahren Frommen, denn ihr Glaube hat die Prüfung gegen Verzweiflung und Ungeduld bestanden."

„Du sprichst wohl, lieber Mann!" sagte Frau Müller; „unsere Lehre ist die Lehre für die Bedrückten; an ihrem Busen kann jeder Unglückliche Trost finden. Sie ist eine Binde für alle Geisteswunden, und obwohl sie, wie es scheint, schwere und mühevolle Pflichten uns auferlegt, so erfüllt sie uns dagegen auch mit den innigen Vertrauen, daß wir nicht allein für diese sondern für eine bessere Welt bestimmt sind."

„Amen!" rief Vater Müller, schlug die Hausbibel zu, drückte seiner Frau und Tochter die Hand und fuhr dann fort: Geduld meine Lieben, dem Vertrauen folgt fast immer die Erfüllung. Gott ist die Liebe; wo kann man mehr Trost finden als in diesen drei Worten!"

Es war eine stürmische Herbstnacht; der Wind schien der sterbenden Natur das Todtenlied zu singen und ihr nahendes Verscheiden durch einen Sturzregen zu beweinen. Die Glocke schlug Mit-

ternacht; noch nie hatte Heinrich die Stunde, die ihn selten wachend traf, mit solcher Unruhe, mit so viel Angst, aber auch mit so viel Hoffnung und Verlangen anbrechen hören. Es war todtstille in den traurigen Mauern des alten Gebäudes, nur über ihm wüthete Aufruhr in den Elementen; sein Herz schlug mit verdoppelter Kraft; plötzlich hörte er Geräusch; es war die Nachtrunde. Sorgfältig hüllte er sich in die Decke und hielt sich ruhig, wie von tiefem Schlaf umfangen; die Thür flog auf; der wüste Franzose näherte sich dem Bett, brüllte sein „in Ordnung" und verschwand. Gott sey gelobt! der erste Sturm ist vorüber; der Argwohn schlummert in dem bösen Gemüth des Aufsehers; Ruhe kehrte zurück und mit ihr hob sich die Hoffnung des Jünglings über die Polhöhe seiner Geduld.

Die letzte Stunde im Gefängniß dauerte ihm länger als alle frühern zusammen genommen. Er sank auf seine Knie und betete: O! ungekanntes und unerwartetes Entzücken! Da fällt ein Lichtstrahl durch das Schlüsselloch der Thür, da knarrt das Schloß; die Riegel klirren; die Thüre öffnet sich und der Genius der Erlösung steht, in der Person eines ehrerbietungswürdigen Greises, vor seinen Augen.

Mit dem Finger auf dem Mund, als das

Bild des Schweigens, winkt Stock dem Jünglinge, ihm still zu folgen. Heinrich schlüpft, die Schuhe in der Hand, auf den Zehen, mehr todt als lebend, hinter den Alten vorüber nach dem bewußten Fenster, dessen Gitter schon gebogen war, das Seil ist am Fensterrahmen von außen festgeknüpft. „Lebe wohl, Sohn meines Freundes!" flüstert Stock, die Augen zum Himmel geschlagen, dem Jüngling in's Ohr; „Gott geleite Dich!" Eben will Heinrich den einen Fuß aus den Fenster stecken, als ein erschreckendes „Wer da?" der Schildwacht ihm das Blut in den Adern still stehend macht. „Kapitain der Wache!" ist die Antwort. „Keine Gefahr," flüstert Stock, „die Wache wird abgelößt. Einen Augenblick Geduld." Nun hört man das Rasseln der Waffen und das Flüstern der Schildwacht, die an ihren Nachfolger das Losungswort übergiebt; noch fünf Minuten und die Ruhe ist hergestellt. Die neue Schildwache kriecht vor dem Regen unter das schützende Dach des Schilderhauses, das am anderen Ende der Ecke des Gebäudes steht und Heinrich macht sich zum Wagstück bereit.

„Lebe wohl, Sohn meines Freundes!" sagt Stock auf's Neue. Fliehe an der Hand dessen, der die dunkele Nacht für Dich bereitet hat. Lebe wohl! wahrscheinlich sehen wir uns in diesem Le-

ben nicht wieder, denn mein Lebenslicht ist bereits tief herabgebrannt; noch kurze Zeit und ich trete die Reise nach Oben an, wo mein Licht nicht mehr verlöschen wird. Nun so wie Gott will; lebe wohl Jüngling! Da, nimm diese Uhr, sie gehörte einst Deinem Vater; laß Dich jede Stunde, die sie Dir zeigt, auf dem Weg der Tugend finden und erinnere Dich dessen oft, der sie mir auf dem Todtenbette geschenkt hat. Halte Dich gut, und, wenn Du die Preußen erreichst, dann fechte tapfer, so wie Dein Vater und Dein Freund Stock in ihrer Jugend gefochten haben."

Ein herzlicher Kuß war die ganze Antwort, die Heinrich geben konnte, ein Schritt und er hing an dem Seil. Stock sah ihn auf den Boden kommen, fallen, wieder aufstehen und davon laufen. „Gott Lob!" lispelte der Alte, blies seine Laterne aus, verbarg die doppelten Schlüssel an einen geheimen Ort, begab sich zu Bett und schlummerte auf dem Ruhekissen einer guten That süß und sanft dem Morgen entgegen.

Neununddreißigstes Kapitel.

In zehn Minuten hatte Heinrich die Wohnung seiner Mutter erreicht. Das Entzücken von Beiden wollen wir mit Stillschweigen übergehen, es läßt sich nicht beschreiben. Der schöne Jüngling ist bald in eine nicht minder schöne Dirne umgewandelt; die blonden Locken der Natur verbergen die braunen der Kunst. Die Augenbraunen sind schnell schwarz gefärbt, die Schürze vorgebunden, der Korb umgehangen. Heinrich ist nicht zu erkennen; das Auge des Argwohns würde ihn nicht erkannt haben; es war unmöglich in dem frischen braunen Mädchen den niedlichen Flachsbart herauszufinden. Noch eine peinliche Stunde, die peinlichste von Allen; da öffnet Aurora ihre Blicke, da steigt die Sonne herauf und mit ihr die Hoffnung in des Flüchtlings Herzen; da wird das wohlbekannte Stadtthor geöffnet, da schlüpft die knappe Hausirerin hinaus, zeigt ihre Sicherheitskarte vor, durch Muttersorge in dem künstlichen Busen des falschen Mädchens gesteckt und athmet frei. „Gott Lob!" ist Alles, was er sagen kann.

Nach einer zweitägigen Reise, auf der Heinrich

mit seinem Krame gute Geschäfte machte, erreichte er die Preußischen Vorposten. Voll Eifer für die gute Sache meldete er sich sogleich an; der Major einer Eskadron schwarzer Husaren ist nicht wenig verwundert, daß sich eine knappe junge Frau als Volontair anbietet. „Hagel- und Sturmwetter!“ ruft Major Blum, „Mamsell, Sie würden mein ganzes Corps in Aufruhr bringen; wir nehmen keine Reiter ohne Schnurrbart an.“

Heinrich begann herzlich zu lachen, zeigte ihm den starken männlichen Arm und sagte, daß er ihn dem Vaterlande weihen wollte. Der Major schöpft Argwohn; munter fragt er das bereits halb demaskirte Mädchen aus; Mütz und Halstuch und die falschen Haare werden abgenommen, ein knapper Junge steht vor ihm. Dieser erzählt mit zwei Worten seine Geschichte, wird aufgenommen und vertauscht binnen einer Stunde das kalte Frauenkleid mit dem warmen Dolman eines schwarzen Husaren seiner Majestät von Preußen.

Heinrich verstand zu reiten und lernte, Dank seinem Eifer, den Gebrauch der Waffen in kurzer Zeit. Das fröhliche Husarenleben gefiel ihm; nur die Entfernung von Marien, der traurige Zustand seiner Mutter und der Kummer Aller, um sein unsicheres Loos, da er keine Briefe nach D... bringen konnte, preßten sein sonst munteres Herz. Die

Gesichtszüge der zwei geliebten Frauen und die seiner Pflegemutter lebten in seinem Gedächtniß; die seines Vaters barg er auf der warmen Brust, denn Elisabeth hatte es nicht versäumt, ihm das Bildniß seines Vaters und dessen letzten Brief, als einen Talismann, mitzugeben. Das Bildniß des Helden, von dem er abstammte, ermuthigte ihn bei jeder Gelegenheit, keine Kugel zu fürchten aber dem Feind mit ächter deutscher Tapferkeit in die Augen zu sehen. Er betrug sich bei jedem vorkommenden Scharmützel mit der feindlichen Vorhut so klug, gab so viele Zeichen von Vorsicht und Unerschrockenheit, daß er binnen einem Monat zum Wachtmeister befördert wurde.

Die große, alles beendende Schlacht von Leipzig stand bevor. Das Corps, bei dem Heinrich diente, gehörte zur Armee, die Blücher befehligte; er glühte vor Verlangen, in der wichtigen entscheidenden Stunde, in der zwei Riesen sich mit dem Tode bedrohten, seinem Vaterland, und kostete es auch sein Blut, zum Siege zu helfen.

Ehe wir ihm indessen in den Kampf folgen, wollen wir unsere Blicke nach der Stadt D... zurückwenden, um zu erkunden was dort nach Heinrichs Flucht vorfiel.

Bei der Morgenrunde fand der wüthende französische Gefangenwärter den Käfig offen und

den Vogel ausgeflogen. Wie rasend vor Aerger und Verlegenheit flog er zu Stock, der auf dem Ruhekissen seiner guten That, als wie auf einem Königsbette schlief, man weckte ihn, man frug ihn aus. „Potztausend! war seine Antwort; was geht es mich an? kann ein siecher Mann, der sich kaum auf seinem einen Beine aufrecht erhalten kann, auf einen flüchtigen listigen Knaben aufpassen, der nicht einmal seiner Obhut anvertraut war. Nein Monsieur Ducrocq, das war Eure Sache; ich war außer Funktion, das Fieber hatte mir den Abschied gegeben.

Nun wurde die Sache bekannt; die ganze Stadt jauchzte; auf jedem Gesicht, das man sah und das keine gelbe französische Farbe trug, konnte man ein inniges Vergnügen durch die Furcht der Unterdrückung hervorblicken sehen. Der General fluchte wie ein alter Exerciermeister; Ducrocq ward fortgeschickt, die Volksstimme sprach sich über diesen Wüthrich aus, denn die Jungen verspotteten ihn auf der Straße. Stock erhielt einen ernsten Verweis, doch der alte Fuchs wußte sich so gut zu entschuldigen und seine innere Freude so zu verbergen, daß der General ihn für unschuldig halten mußte. Man sandte Patrouillen aus, Eilboten und Ordres ab, alles vergebens; der Schatz war ausgeflogen; die Bosheit trauerte, doch die

Menschlichkeit jauchzte über die Rettung der Unschuld.

Arme Elisabeth! arme Marie! Ach welche peinlichen Stunden voll Todesangst brachten alle diese Ereignisse ihren Herzen, mit welch' einer Mischung von inniger Freude und stiller Furcht folgte jede von ihnen den Gensd'armens bei der Haussuchung, denn waren sie auch der vollkommenen Ueberzeugung, daß der Flüchtling wenigstens nicht bei ihnen verborgen sey, so mußten sie doch noch fürchten, daß man ihn finden möchte.

In allen Herzen kehrte endlich die Ruhe zurück; und Marie und Johanna, Müller, seine Frau und Elisabeth bogen ihre Knie, dankten und belobten den Retter ihres Lieblings und baten um sein ferneres Erhalten und umhalsten dann einander im stummen Entzücken der Frömmigkeit, denn Gott hatte ein großes Werk an ihnen gethan.

Elisabeth hatte nun keinen Korb mit Waaren mehr; das letzte Kapital der Nothdürftigen war der Mutterliebe zum Opfer gebracht worden. Johanna begriff dies; sie mußte die That Elisabeths preisen. Selbst Mutter, wußte sie, mit welcher Geduld Elisabeth jetzt hungern könne, da sie gesättigt wurde durch den Gedanken: Mein Kind ist gerettet. Obschon sie selbst viel durch den Krieg gelitten hatte und nicht mehr so wie früher eine

wohlhabende Frau war, konnte sie doch den Gedanken nicht ertragen, daß die Familie Müller nun von allen Mitteln entblößt seyn sollte. Gerne opferte sie einige entbehrliche Gegenstände der Welt und der Mode auf, um der Freundin zu helfen. Eine geringe Summe, um der verarmten Elisabeth wieder zu einem kleinen Handel zu verhelfen, kostete ja die Welt nicht; — sie konnte wohl gemächlich erspart werden. Wenn man helfen will, kann man helfen; wenn das Herz bereit ist, liegen die Mittel selten fern. Johanna und ihre Kinder brachten eine kleine Summe zusammen, bald verdiente die dankbare Elisabeth wieder das trockene Brod.

Vierzigstes Kapitel.

Die denkwürdigsten Tage, die Europa in Jahrhunderten erlebt hatte, begannen anzubrechen. Bereits am 17. October stand Blücher in Lindenthal und Breitenfeld und sandte dem Grafen Langeron die Ordre: mit ihm eine Bewegung vorwärts gegen den feindlichen rechten Flügel zu machen. Bernadotte, von dieser Bewegung unterrichtet

vermuthete, daß die Verbündeten von der Hauptmacht der Franzosen würden angegriffen werden, da diese ihre Stellung behaupten zu wollen schienen und marschirte dieser Meinung zu Folge um zwei Uhr des Nachts von Landsberg nach Breitenfeld, um, in so fern es nöthig wäre, die Generale Blücher und Langeron zu unterstützen.

General Wasiltschikoff begann an der Spitze von einigen Kosaken und vier Regimenter Reiterei zwischen Eutritsch und Schönfeld den Angriff; — der Feind empfing ihn warm und that Wunder der Tapferkeit, wie man sie von den französischen Soldaten gewohnt war; doch der Sieg war auf der Seite der Verbündeten. Wasiltschikoff's Reiterei warf sich zum zweiten Mal mit solchem Ungestüm und Unerschrockenheit auf die des Feindes, daß diese mit verhängten Zügeln die Flucht bis in die Vorstädte Leipzigs nahm, wo noch viele niedergesäbelt oder zu Gefangenen gemacht wurden; fünf Kanonen und ein Adler waren die Beute dieses ruhmreichen Beginnes einer noch ruhmreichern Vollendung.

Die feindliche Linie, die die Fliehenden aufnahm, formte sich in Bataillons-Carées und ihr Kartätschenfeuer lichtete die Preußischen Reitereikolonnen, doch statt daß dies ihren kühnen Muth abgekühlt hätte, schien es diesen nur mehr zu entflammen;

die Husaren machten Gefangene, eroberten in Mitten der feindlichen Carées mehrere Kanonen und zogen sich dann auf das Hauptcorps zurück. Dieser Kavallerieangriff gehörte zu den hervorstechendsten und kühnsten dieses Krieges. Die Franzosen gingen über die Parthe und zogen sich später auf Leipzig zurück.

Voll Freude vernahm der greise Feldherr den glücklichen Ausgang der Unternehmung. Stets bemüht, die Tapferen zu belohnen und mehr und mehr anzuspornen, verlangte er Officiere und Mannschaften um sich zu sehen. „Meine Kinder!“ rief er Ihnen zu: Ihr habt Euch wacker geschlagen und wenn ihr es so fort treibt, da blasen die Franzosen die Reterát, wenn sie Euch nur sehen. Behaltet Euern Muth. Gott ist mit uns!“ Aus der Mitte des Trupps trat ein schöner blonder Jüngling heraus, er trug einen eroberten Adler und legte diesen zu des Helden Füßen.

„Wer hat diese goldene Krähe gefangen?“ frug Blücher lächelnd. „Ich selbst, Excellenz!“ „Du! braver Junge, das ist brav, was hat Dir der Fang gekostet?“ „Nicht mehr als diese Schramme über die Wange, Excellenz!“ antwortete der Jüngling, indem er das um den Kopf gebundene, von Blut getränkte Tuch etwas zurückschob, wodurch eine klaffende Wunde sichtbar wurde. „Wie ist Dein

Name Husar?" „Heinrich de Noverre!" „Du sollst Lieutenant seyn." „Major!" fuhr der General sich an Blum wendend fort, „sorgen Sie, daß der junge Mann in seinem neuen Rang anerkannt wird und übersehen Sie es nicht, mir für die Folge zu rapportiren, wie er sich beträgt und im Kampfe hält. Lebt wohl Kinder!" — Und nun hallte das Feld von einem lauten „Hurrah" wieder. „Es lebe der tapfere Blücher." Weit und breit verbreitete sich das Gejauchze, das längst der ausgebreiteten Linie verhallte wie der rollende Donner immer schwächer und schwächer wird, bis es endlich das Ohr nicht mehr erreichte und nur das Flimmern der erhobenen Waffen dem Auge verkündete, daß die Aufregung sich noch nicht verloren habe.

Heinrich nahm daran keinen Theil; er wußte nicht, ob er wache oder träume; seine Glieder bebten, seine Augen waren feucht. Das Entzücken hatte sich ganz seiner bemeistert und dies ist sprachlos.

Es war Abend; die Nordarmee war auf dem linken Flügel der Schlesischen bei Taucha angekommen. Kaiser Alexander und König Wilhelm beriethen sich mit den vornehmsten Befehlshabern. Die Generale Benningsen und Graf Colloredo waren eingetroffen und nicht lange währte es, bis

man den Beschluß faßte, den Feind am 18. Oktober von allen Seiten anzugreifen und zu einer Hauptschlacht zu zwingen.

Alles kehrte später zur Ruhe zurück; das Gewühl des Abends wurde bald durch das flammende Licht der Bivouacfeuer ersetzt; der Geist der Nacht schwebte über die Felder, auf denen wenige Stunden nachher Tod und Verwüstung hausten; süßer Schlaf erquickte Tausende von Tapferen zum letzten Mal, denn der folgende Tag war der große Tag des Blutes, einer der denkwürdigsten und erfolgreichsten jener Zeit.

Einundvierzigstes Kapitel.

Der 18. October brach an; Bellona schwebte in vollem Waffenschmucke längst dem kleinen Umkreis einer Quadratmeile dahin, auf der eine halbe Million Menschen bereit standen, einander jeden Fuß breit Boden streitig zu machen; überall polterten Kanonen, überall wirbelten Trommeln, überall schallte Kriegsmusik und Waffengeklirre, hörte man Baßstimmen das Kommando geben und Hurrah's den Muth anfeuern oder lieber die Zeit zum Nach-

denken verschreien und dadurch eine sichere Betäubung der Sinnen befördern, die in solchen Augenblicken unentbehrlich ist.

Der getroffenen Anordnung nach, mußte der Kronprinz von Schweden im Vereinmit dem General Graf Longeron bei Taucha die Parthe überschreiten und den feindlichen rechten Flügel angreifen. Blücher war nach Recognoscirung der Position des Feindes der Ansicht, daß es nicht schwer fallen sollte denselben Fluß bei Mockau zu forciren, wodurch sich der Entwicklung der Nordarmee weniger Schwierigkeiten entgegen stellen sollten und befahl, von dieser Ansicht ausgehend, den Angriff auf diesem Punkte.

Nach kurzem Widerstand glückte es Langeron ihn zu überschreiten, wodurch ihm der Weg nach Leipzig offen lag, den er dann auch mit glücklichem Erfolg vorwärts marschierte. Hier gingen plötzlich, im Augenblick wo sie angegriffen werden sollten, sieben Sächsische Infanterie-Bataillone und ein Paar Regimenter Würtembergische Cavallerie mit vier Batterien Feldgeschütz zu den Verbündeten über. Diese Infanterie schloß sich der Nordarmee an, die mit Macht auf den Feind losrückte. Auch das Armeecorps des General Benningsen vereinigte sich mit demselben und dies schloß sich

wiederum dem Hauptcorps an, dessen linker Flügel sich an die Elster lehnte.

Gegen Mittag verkündete Kanonen-Donner längs der ganzen ausgedehnten Linie hin das Vorrücken aller Armeeabtheilungen. Graf Langeron traf den Feind bei Schönfeld an und es begann ein mörderisches Feuer, das Tausende der Angreifenden und der Angegriffenen dahin mähte. Schönfeld ward genommen, die Franzosen hatten es angezündet und suchten es auf's neue durch mörderische Angriffe wieder zu erobern, was ihnen auch gelang; doch blieb es, als der Tag anbrach, in den Händen der Verbündeten. Der General Sacken griff Leipzig von der nördlichen Seite an und suchte dem Feinde den Rückzug abzuschneiden.

Mit Einbruch der Nacht war der Feind von allen Seiten auf Leipzig zurückgedrängt; nur das Observationscorps von Giulay war gezwungen worden, sich nach der Elster zurückzuziehen und den Weg nach Lützen und Weißenfels offen zu lassen.

Auf diese Nachricht entsandte Blücher das Yorksche Korps unverweilt nach Halle, um auf dem linken Ufer der Saale dem Feinde zuvorzukommen. Die Verbündeten bivouaquirten in Leipzig.

Mit den ersten Strahlen der Morgensonne des 19. Octobers, sah man den verworrenen Rück-

zug der Franzosen. Leipzig ward eingenommen. Die Einzelnheiten dieses für die Bundesgenossen, ja für ganz Europa so folgenreichen Kampfes sind zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, mehr darüber zu sagen. Sie werden lange im Gedächtniß der Zeitgenossen leben und der Nachwelt durch den Mund der Geschichte zum lebhaften Interesse mitgetheilt werden.

Heinrich war einer der Ersten in dem erstürmten Leipzig gewesen, er hatte eine Wunde in der Brust erhalten, doch an der Stelle, wo das Bajonett eingedrungen war, prangte acht Tage später ein Ritterkreuz, das seine Genesung mit den Kräften einer höheren Macht beförderte.

Die Verbündeten setzten nun Ihre Siege bis an den Rhein fort; Heinrich gab seiner Mutter und Marien Nachricht von seinem Wohlbefinden und Glücke; doch später wurde ihm bekannt, daß die Feldpost mit den verschiedenen Briefen nach dem südlichen Deutschland auf dem Wege nach D... durch eine Bande italienischer Deserteurs angehalten und ausgeplündert worden sey, wodurch Heinrichs Freunde in der der größten Ungewißheit über dessen Schicksal blieben.

Als ein Beweis, wie oft Zufälligkeiten zusammentreffen müssen, um die Rathschlüsse einer weisen Vorsehung, die früher oder später den Lohn

für jede That giebt, dem Auge des Menschen sichtbar zu machen, mag Folgendes dienen. Als nehmlich Blücher am ersten Januar 1814 bei Kaub über den Rhein gieng, war er gezwungen, ein kleines französisches Corps, das sich in einer ziemlich starken Stellung zu behaupten suchte mit dem Bajonett anzugreifen und zur Flucht zu zwingen. — Das alte Jahr war kaum einige Minuten in's Meer der Vergangenheit gesunken; ein lautes Hurrah wiederhallte auf französischem Boden, der, ungewohnt der Stimmen von Feinden, durch ein banges Windesheulen in ein lautes Wehklagen auszubrechen schien, als beklagten sich die furchtbaren Strecken über die Herrschsucht jenes Wundermanns, der sie der Verwüstung und dem Elende Preiß gegeben hatte, nachdem er ihre stärksten Arme, ihre schönsten Früchte, ihren größten Reichthum seinem Dienst geopfert hatte.

Mitten unter dem Freudengejauchze hörte man die Stimmen der besiegten Feinde, die, mit dem Tode kämpfend, den Mann verfluchten, der ihr Vaterland zu solcher Schande und Elend gebracht hatte. In dem Herzen eines guten Soldaten schläft selten die Menschlichkeit, besonders wenn er Sieger ist. Einige Preußen hatten in der Wuth, ihr früher so verhöhntes Vaterland zu rächen, beschlossen, keinen Pardon zu geben und Al-

les dieser Wuth zum Opfer zu bringen. Nur Heinrich mit einigen Tapfern trat zur Vertheidigung des Unglücks auf; da wo er sich befand, konnte die rächende Nemesis ihre Opfer nicht erreichen; „Tödtet sie nicht!" — rief er öfters mit Jähzorn den Wüthenden zu — „Tödtet sie nicht, es sind Unglückliche und dies muß uns Veranlassung zur Theilnahme, nicht zur Rache geben!" Oft glückte es ihm, den aufgehobenen Arm von dem Haupte des Verwundeten abzuwenden. Mitten unter der Verwirrung hörte Heinrich von einer schwachen Stimme seine Menschlichkeit rühmen. Er näherte sich dem Platze, woher die Stimme erschallte und erkannte bei dem Schimmer des Wachfeuers einen höheren Officier, der mit dem Tode zu ringen schien. „Braver Soldat rette mich!" ruft dieselbe Stimme ihm zu. „O Vorsehung!" sprach, als er noch einmal den Blick auf den Gefangenen geworfen hatte, Heinrich; „Du zwingst mich edelmüthig zu seyn!" Der Verwundete war aber niemand anders, als der General, auf dessen Befehl Heinrich durch den nur allzu dienstwilligen Kriegsrath in O... zum Tode verurtheilt worden war. „Erkennen Sie mich, General?" fragte de Noverre. „Nein," antwortete der Verwundete. „Würde ich das Recht der Wiedervergeltung für richtig halten, dann würde ich jetzt

dies anzuwenden Ursache haben, wo ich den Mann in meiner Gewalt habe, der kürzlich grausam genug war, die knieend um das Leben des Sohnes flehende Mutter von sich zu stoßen. Erkennen Sie mich denn, ich bin der aus dem Gefängniß in D... entflohene Heinrich de Noverre. Ich sollte sie einen Kopf kleiner machen, denn auch mir hat die Rachsucht einige Leidenschaft eingeflößt, doch ich will mich bezähmen; Sie sind Kriegsgefangener! Ich werde sie nach dem Lazareth bringen lassen, wo sie sich überzeugen können, wie die Verbündeten ihre Feinde behandeln und dann diesen Edelmuth so vieler gekrönter Häupter Ihrem Kaiser melden können."

„Ihr seid ein braver Jüngling," sagte der General voll Gefühl.

„Wenn Ihr Wunsch in Erfüllung gegangen wäre," antwortete Heinrich darauf, „dann läge der brave Jüngling längst unter der Erde und wäre, was noch ärger ist, eines schändlichen Todes gestorben."

„Was soll ich entgegnen, Kamerad! die dringenden Umstände; die Nothwendigkeit, ein Beispiel aufzustellen; meine eigene Sicherheit; der Dienst des Kaisers alles dies forderte; ein strenges Exempel, wenn sich auch mein Herz dagegen sträubte."

„Entschuldigen Sie sich nicht; in einem Zustand, wie der Ihrige, spricht man selten aufrichtig; es ist mir genug, daß ich Böses mit Gutem vergolten habe, thun Sie dasselbe, wenn Sie einst die Macht dazu in den Händen haben. Was hat die Rachsucht schöneres, als eine augenblickliche Befriedigung unserer Bosheit? Diese Befriedigung dauert nur einen Augenblick, während dagegen das süße Bewußtsein, Vergebung geschenkt zu haben, uns lebenslänglich bleibt und dem Herzen einen stillen Genuß gewährt."

„Ihr habt recht, junger Mann! doch quält mich nicht länger. Ich werde wohl zur Vergeltung nie wieder die Macht haben; mein Herz sehnt sich nach Ruhe; doch wünsche ich, Euch zu beweisen, daß ich Euch hoch achte und Eure That zu schätzen weiß."

Heinrichs Kameraden machten nun eine Tragbahre von Zweigen und trugen den General nach dem Lazareth. Heinrich empfahl den Verwundeten der besondern Sorge des Arztes, mit dem er befreundet war, und kehrte dann zum Lager zurück.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Das Kriegsglück verließ die Verbündeten beinahe nie mehr; — der Marsch von Leipzig nach dem Rhein glich auf der Seite der Verbündeten eher einem Triumphzug als einem Kriegszug gegen den einstigen Ueberwinder der Welt; von Seiten der Franzosen war es nur eine verworrene, ordnungslose Flucht nach dem zitternden Vaterland.

Der General Blücher, von seinem dankbaren König zum Feldmarschall ernannt, blieb in diesem hohen Range, umhangen mit fast allen Ritterorden Europas, nicht minder der gute alte Vater seiner Soldaten, die er mehr, als sich selbst, liebte; seine Kühnheit beim Angriff hatte ihm den Beinamen „Marschall Vorwärts" erworben und diesen verdiente er im vollen Sinne des Worts, denn allezeit treu an der Spitze seiner Braven, war keine feindliche Stellung so stark, die er nicht muthig angegriffen hätte; keine Unternehmung so gefährlich, wobei nicht sein „Vorwärts meine Kinder!" mit dem Feuer der Jugend von seinen bleichen Lippen erschallt wäre.

Heinrich stand beim Feldherrn in besonderer Gunst; der Major hatte es nicht versäumt, den Jüngling in jedem Rapporte zu nennen und da er nichts als Gutes und Muthiges von ihm zu sagen hatte, gehörte er bald zu denen, für die Blücher eine besondere Zuneigung hegte.

Napoleon war am 25. Januar des Morgens von Paris nach der Armee abgereist und kam den 26. Abend nach Chalons. Die Offensive zu ergreifen, begab er sich mit mehr als 80,000 Mann nach Vitru und machte den 27. einen Angriff bei St. Dizier, worauf sich, die Uebermacht fürchtend, General Lanskoy nach Joinville zurückzog. Blücher, hiervon unterrichtet, traf unverweilt seine Anordnung so, daß er Napoleons Plan, ihn von der übrigen Armee abzuschneiden, auf eine behende Weise vereitelte, so bald er diesen durchschaut hatte.

Der erste Februar war für Heinrich einer von den merkwürdigen Tagen, die durch eine sonderliche Vereinigung von Guten und Bösen, woraus gleichwohl ein ersprießliches Ereigniß hervorgeht, in der Geschichte seines Lebens einer besonderen Anmerkung bedürfen. An diesem Tage wurde ein allgemeiner Angriff der vereinigten Armee auf die Position des Feindes bei la Rhotiere beschlossen; brennend vor Verlangen, höher zu steigen oder zu fallen, erbot sich Heinrich mit einigen Freiwilli-

gen, den Feind in einer ziemlich starken Stellung anzugreifen, die erst genommen werden mußte, um den Weg nach la Rhotiere frei zu machen.

Der Angriff war wüthend, die Vertheidigung nicht minder; es war ein Kampf auf Leben und Tod. Viermal wurde die Stellung genommen und wieder genommen; endlich siegten die Angreifer, doch mit welch' einem Blutpreis! Der Boden war mit Verwundeten und Todten bedeckt. Unter Ersteren befand sich der arme Heinrich; eine Kartätschenkugel hatte ihm die linke Hand zerschmettert, eine Flintenkugel war ihm durch das Bein gegangen. Man brachte ihn nach dem Lazareth; vier Tage hatte er mit männlichem Muthe den Anordnungen der Aerzte sich unterworfen; Alles ging nach Wunsch, die Hoffnung, bald wieder dem Regimente folgen zu können schien die Genesung zu befördern. O Freude! da brachte man ihm, im Namen des Feldmarschalls eine Salbe, besser als der Arzt sie je für ihn hätte bereiten können. Ein Schreiben ward ihm eingehändigt, des Königs Wappen prangte auf dem Siegel; er öffnet es; seine Freude kennt keine Gränzen, er war Ober-Lieutnant und wie weggezaubert war plötzlich der Schmerz der Wunden; er betrachtete diese selbst als geheilt, denn wenn das Herz mit Hoffnungen für die Zukunft erfüllt ist,

dann streift das Auge von den Punkten des Unglücks ab.

Es war ein Monat verflossen; die vollständige Heilung der Wunden konnte wohl noch einige Zeit erfordern, doch die Aerzte hielten Heinrich stark genug, seinem Corps zu folgen. Diese Nachricht versetzte ihn in Entzücken; der Tag seiner Abreise war für seine Heldenseele ein wahrer Festtag; — wir wollen dem jungen Ober-Lieutnant eine glückliche Reise wünschen nnd während derselben einen Blick nach Elisabeth und Marie werfen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Gern hätten wir die, von Angst erfüllte Mutter in einem, den Umständen nach, besseren Zustand wiedergefunden, doch das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Die tiefe Erschütterung bei Heinrichs Verurtheilung; die Anspannung und Angst bei seiner Flucht, hatten ihre Nerven so zerrüttet, daß sie seitdem noch keine gesunde Stunde verlebt hatte. Verschwunden war der letzte matte Schimmer der früher so liebenswürdigen Röthe; verschwunden

die vollen Wangen, der Schimmer ihrer Augen, die Flüchtigkeit ihrer Bewegungen; was der Gram übrig gelassen hatte, raffte die Krankheit vollends hinweg. Die schöne Elisabeth war nichts als ein lebendes Gerippe, das auf den ersten Blick nur Schauer erweckte. Gleich einer Blume, die man am Morgen wegen der Frische ihrer Farben und der Lieblichkeit ihrer Formen bewunderte, doch des Abends ganz verwelkt am Stengel hängen sieht, hatte das herbe Schicksal die zarte Frau ihrer letzten Schönheit beraubt. Nur ihr Geist schien noch zu blühen; das trübe Mißgeschick hatte ihren Verstand geübt ohne ihm zu schaden; jetzt lag sie von Schmerzen gepeinigt da und fand nur Trost in ihren frommen Eltern und dem innigen Antheil, den Johanna und Marie an ihr nahmen. Jedes Mittel des Erwerbs fehlte ihr; in der Ecke des Zimmers stand ihr Körbchen, dessen Inhalt die Frische der Neuheit verloren und keine Käufer fand und gelang es auch manchmal der alten Mutter ein oder das andere Stück zu verkaufen, so brachte der Ertrag wohl augenblickliche Hülfe, doch mehr Schaden als Gewinn, denn die Käufer machten sich die Noth der Armen zu Nutze und drückten den Preis herab.

Die letzten Gegenstände von einigem Werth, die kleine silberne Dose des alten Müller, die sil-

derne Bücheltasche seiner Frau, ja selbst die schwer-beschlagene Bibel — ein Erbstück ihrer Großmutter — von Frau Müller war verpfändet. Johanna half nach Vermögen, doch konnte sie es nicht so, als sie gewünscht hätte, denn auch ihr Wohlstand hatte durch den Krieg gelitten. Mit jedem Tage wurde der Zustand der Familie trauriger. Die Wolken eines düsteren Schicksals umflorten den letzten Schimmer der Hoffnung. Die Noth war auf's Aeußerste gestiegen; Elisabeth begriff dieß, doch ihr fehlten Thränen und nur zahllose Seufzer entwanden sich der schwachen, kranken Brust.

In dieser Krisis siegte die Religion, die mild dem Unglücklichen die Hand reichte, um sie aufzurichten und zu bewahren vor dem Untersinken in den Grund der Verzweiflung. Von ihm, dem Allgütigen hofften sie Hülfe und dankten ihm für das trockene Brod mit eben so großer Aufrichtigkeit, als mancher Reiche für seinen Ueberfluß.

Auch Marie trauerte; sie glich der sich öffnenden Rose, die von einer muthwilligen Hand geknickt oder vom Nachtfrost berührt wurde. Mit Heinrich hatte die Freude ihren Pfad verlassen; wie ein Frühling ohne Sonnenschein, verflossen ihre Tage. Die Erheiterungen des Lebens lockten sie nicht mehr; Arbeit erheiterte sie nicht; für das Le-

sen war sie zu zerstreut; zur Musik fehlte es ihr an Geduld; nur, wenn sie an der Seite der Mutter wandelte und sich von Heinrich mit ihr unterhielt, war sie glücklich.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Heinrich war im Hauptquartier angekommen; ein edler Fürst, der seine Lage aber auch seine Tapferkeit kannte, hatte ihm die Ausrüstung als Ober-Lieutnant verehrt. Das feine schwarze Gewand stand dem blühenden Blondkopf besonders gut; in der Mitte seiner, mehrentheils bejahrten, Waffenbrüder prangte er wie eine Lilie in der Wildniß. Doch unser Heinrich hatte nicht zu fürchten, daß man ihn seines zarteren Aeußeren wegen einen Milchbart nennen könnte, denn er war der schönste aber auch der tapferste Held des Regiments und Alle vom Oberbefehlshaber bis zum jüngsten Soldaten liebten und ehrten ihn.

Als er sich zum ersten Male in seiner neuen Uniform im kleinen Taschenspiegel schaute, schlüpfte Eitelkeit unmerkbar in sein Herz; denn über sich selbst mehr, als es ein Soldat über sein Aeußeres

seyn soll, erfreut, sagte Heinrich bei sich selbst: „so sollte mich Marie sehen," doch bald über dieses Gefühl vor sich selbst erröthend, setzte er, den blonden Schnurbart drehend, hinzu: „wie thöricht! ist ein Soldat nicht schön genug, wenn er tapfer ist!"

Das große blutige Trauerspiel, das für Europa einen so fröhlichen Ausgang nehmen sollte, nahte sich seinem Ende. Blücher zog seine Armee bei Laon zusammen. Hier war es, wo er dem Adler die letzte Feder aus dem Flügel rupfen wollte.

Der achte März war angebrochen. Von Bülow besetzte mit seinen Corps die Stadt und die höhere Ebene. Die Corps von Langeron, Sacken und Witzingerode standen zur rechten, die von York und Kleist zur linken Seite.

Das Dorf Athies ward vom General Kleist mit zwei Füsilierbataillons besetzt. Die zweite und achte Brigade unter Prinz Wilhelm von Preußen standen in der ersten Linie; die erste und siebente Brigade unter General Horn bildete die Reserve.

Der Feind rückte gegen Abend auf dem Wege von Soissons vorwärts und warf die Vorhut auf Chigna.

Den neunten März fiel ein so starker Nebel,

daß man keine zehn Schritte vor sich sehen konnte; die Vorposten wurden zurückgeworfen und die Dörfer Ardon und Semilly von den Franzosen genommen. Gegen Mittag ward es heller, Witzingerode warf sich auf den Feind, eroberte die ebengenannten Dörfer wieder und drückte den Feind bis nach Lasnievuet zurück.

Gegen drei Uhr erhielt Blücher die Nachricht, daß der Feind in starken Kolonnen von allerlei Waffen auf dem Weg von Rheims vorwärts rücke. Der Feldmarschall traf seine Anordnungen, er verstärkte seinen linken Flügel und wartete den Anfall kaltblütig ab.

Als der Feind das Gefecht begann, machte zuerst Prinz Wilhelm mit dem linken Flügel einen Angriff; das Blutbad war schrecklich; das brennende Dorf Athies beleuchtete als eine traurige Fackel das noch schrecklichere Schlachtfeld.

General von Zieten umzingelte die rechte Flanke des Feindes und führte das Kavallerie-Manöver so schön aus, daß eine vollständige Niederlage des Feindes sein Werk und seinen Muth krönte.

Eine ausführlichere Beschreibung dieses glänzenden Sieges halte ich für überflüssig, da diese in den Geschichtsbüchern sicher vollständiger zu finden ist, als ich sie zu liefern vermag. Im Interesse dieser Geschichte muß ich gleichwohl meine

Leser noch eine kurze Zeit im Gewühle jener Augenblicke festhalten.

Der Feind, der alle Vortheile seiner Stellung zu benutzen wußte, hatte es nicht versäumt, die Landleute aufzurufen und die neu geschaffene Miliz in Mühlen, Scheunen, Bauerwohnungen, ja selbst in Lusthäuser einzustellen, um aus diesen Verschanzungen die Verbündeten aufzuhalten und ihnen Schaden zuzufügen.

Nicht fern vom Dorfe Athies, auf einem buschigen Hügel, erhob sich über die Riesenmauer eines alten Eichenwaldes das Schloß Rougemont, Heinrichs Erbgut. Blücher dachte, da er nicht nur vom Schloß sondern auch aus dem Gebüsch ein lebhaftes Gewehrfeuer, verstärkt noch durch das Feuer einiger Feldstücke vernahm, daß der Feind sich diesen Punkt zur kräftigen Vertheidigung ausersehen habe und beschloß deshalb das Schloß in Brand zu stecken, und das Gebüsch in Sturmschritt vom Feinde säubern zu lassen. Schon war eine Batterie auf die alten Mauern gerichtet, als der Feldmarschall die sichere Nachricht empfieng, daß das Schloß und Gebüsch nicht durch reguläres Militär, sondern von einem Haufen Bauern unter Anführung eines wüthenden Priesters, einen gewissen Pater Anselmo vertheidigt würde.

Von einigen gefangenen Bauern erfuhr man,

daß die Besitzerin des Schlosses, die alte Marquise de Norerre vergebens sich bemüht habe, den verzweifelten Plan des Priesters zu hintertreiben; daß weder Bitten noch Flehen nichts hätte bessern können und sie mit einer alten Dienerin auf Befehl des Priesters nach einem benachbarten Dorfe gebracht worden sey, wo sie krank und voll Angst die Einäscherung ihres Eigenthums erwarte.

Auch Heinrich vernahm diesen Bericht; wie vom Blitz getroffen, einem Marmorbilde gleich stand er da; nicht der Eigennutz nur, die Stimme des Blutes sprach zum Vortheil des unglücklichen Gebäudes, das in wenigen Stunden nichts als ein Schutthaufen seyn sollte. Das Bild seines Vaters erscheint vor seinem Geist, ihm folgten die Schatten so vieler tapferen Vorfahren, die ihren Sohn um die Erhaltung dieses letzten Denkmals ihres Ruhms anzuflehen schienen; er bildete sich ein, seine mißgeleitete Großmutter vor sich knieend zu sehen, wie sie flehend die rothgeweinten Augen auf ihn richtete, ihn ihren Retter, ihren Enkel, ihren Liebling nenne, den ihr Gott gesandt habe, die Gräber seiner Väter gegen die Wuth erbitterter Feinde zu beschirmen.

Er bildete sich ein, dieß Alles vor sich zu sehen, er taumelte, fühlte kaum den Boden, der ihn trug; nicht fern von der Batterie wie leb-

los an sein Pferd gelehnt, hörte er den ersten Schuß auf die alten Mauern aus dem schweren Geschütz abfeuern. Diese Erschütterung flog ihm wie ein elektrischer Schlag durch Mark und Bein, seine Lust, sich an dem bösen Anselmo zu rächen, erwacht, es ist zu viel für sein fühlendes Herz; er springt in den Sattel und fliegt fort, um den Platz aufzusuchen, von dem aus der edle Blücher das Feld seines Ruhms überschaut und dann theils mit der Ruhe eines gereiften Feldherrn, dann wieder mit dem Feuer eines lebhaften Jünglings seine Befehle ertheilt, um den Sieg vollkommen zu machen.

Vergebens schon hatte er eine Viertelstunde wie ein Toller das Feld durchritten; da Gott Lob! da steht der ehrwürdige Greis mit seinem schimmernden Stabe in dem hellen Licht der Sonne und dem seines Ruhmes auf einem Hügel. Wie unsinnig nähert sich ihm Heinrich; springt vom Pferde und sinkt zu seinen Füßen.

„Schone, großmüthiger Held!" so ruft er, „schone das Schloß Rougemont, mein Erbgut, das Grab meiner Väter, den Zufluchtsort einer alten Frau!"

„Jünger Mann!" sagte Blücher, „was verlangen Sie! kann ich das allgemeine Interesse dem des Einzelnen aufopfern?"

„Für dieß eine Mal ja!" ruft Heinrich und umfaßt seinen Fuß.

„Unmöglich Tollkopf!" — entgegnete der schon im Herzen gerührte Feldherr. „Doch warten Sie; man stelle unverweilt das Feuern ein!" Dies sagte er zu einem Adjutanten, der auch sogleich nach der Batterie flog; und die Kanonen schwiegen, wie durch ein Zauberwort vernagelt. „Junger Mann! können Sie mir das Schloß und den Wald überliefern, ohne daß ich es zusammen schieße?"

„Ja noch vor Abend soll der schwarze Adler von dem Thurme wehen oder . . . ."

„Nun oder?" frug Blücher weiter.

„Oder Heinrich de Noverre liegt vor dem Thore todt."

„Gut Ober-Lieutnant, das Schloß soll geschont werden; überliefern Sie mir es, so erwartet Sie das eiserne Kreuz; wo nicht, seh' ich Sie nicht wieder."

Heinrich, sich aufrichtend und den Säbel schwingend, wandte sich zu einer nahen Schaar und rief dieser zu: „Wer von Euch folgt mir, um ein Schloß zu erobern und einen Jesuiten zu tödten?"

„Ich! Wir!" schrieen Hunderte von Stimmen; alle stiegen zu Pferde, Heinrich setzte sich an die

Spitze des Trupps und mit verhängtem Zügel flogen Sie im vollen Feuer ihrer Tapferkeit dem Gebüsche zu.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Ungefähr halb sechs Uhr des Abend war die Truppe abmarschiert, es begann bereits düster zu werden und noch sah' der Generalstab der oft nach dem Thurme seine Blicke gerichtet hatte, den schwarzen Adler nicht von dort herabwehen.

Man sah in der Ferne auf der Seite des Schlosses viel Gewühl, ganze Rauchsäulen stiegen aufwärts; man hörte dann und wann ein lautes „Hurrah" dem lebhaften Gewehrfeuer folgen; gespannt war die Erwartung; endlich lächelt Blücher, nimmt das Fernrohr vom Auge und indem er sich ein eisernes Kreuz reichen ließ, wandte er sich mit den Worten an einen Adjutanten: „Potztausend; da weht der schwarze Adler; bringen Sie das Kreuz an de Noverre und sagen Sie ihm, daß er Hauptmann sey."

Das Heldenstück war vollkommen geglückt, doch nicht ohne große Mühe und einen theuern

Preis von Heldenblut. Der Adjutant fand Heinrich im Bette, in demselben Zimmer, in dem er vor siebenzehn Jahren in der Wiege gelegen hatte. Auf des Verwundeten blutigen Hemd legte der Bote des Glücks das Zeichen der Tapferkeit und segnete den jugendlichen Helden, der mit halb erstorbenen Lippen die Hand küßte, die ihm eine so schöne Zierde gebracht hatte.

Heinrich frug ihn nach Pater Anselmo's Schicksal, da er ihn verwundet später aber auf's neue im Kampfe gesehen hatte. „Der Jesuit ist todt," antwortete der Adjutant; „als er eben einen unserer Krieger von hinten niederstoßen wollte, spaltete ihm ein Dragoner den Kopf. Noch ehe er starb, erfuhr er, wer sein Sieger war und in der Wuth über diese Kunde verschied er!

Es war Nacht; die Wunde, welche bei näherer Untersuchung keine Gefahr verhieß, war verbunden. Heinrich schlief ruhig auf dem Bette, das einmal die Thränen seiner Mutter benetzt hatten; ein angenehmer Traum entwickelte seine bezaubernden Bilder vor seinen schlummernden Augen; er war glücklich; an Mariens Hand trat er vor den Altar, wo der Bund ihrer Herzen die kirchliche Weihe empfieng. Elisabeth und Johanna leiteten sie; Großvater und Großmutter Müller sahen verklärt zum Himmel auf, als wollten sie

Gottes Segen auf das junge Paar herabflehen; die Marquise kniete neben ihm, ihrem Enkel, nieder und Christoph Stock breitete, wie segnend die Hände über die Gruppe aus.

Dies träumte Heinrich und fühlte die Küsse nicht, die eine dankbare alte Dame mit Entzücken auf seine Wangen drückte. Es war die Marquise, seine Großmutter; das Gerücht, daß ein junger Husarenofficier das Schloß gerettet habe, war auch nach ihrem Zufluchtsort gedrungen; der Feind war abmarschiert und alles zur früheren Ruhe zurückgekehrt.

Die geheime Stimmung der Natur vereinigte sich mit dem lebhaften Erkenntlichkeitsgefühl, um der Marquise eine besondere Liebe für den unbekannten Jüngling einzuflößen; seit der Geburt ihres Sohnes als zum ersten Mal die Mutterliebe ihr ganzes Wesen durchströmte, seit jenem glücklichen Tage hatte sie nichts empfunden, daß jenem freudigen Gefühl gleich kam, jetzt, wo sie dem Retter ihres Schlosses sich nahte.

Noch wußte sie nicht, daß der Schlosses Retter der von ihr so schnöde verstoßene Enkel war. Hätte sie es gewußt, keine Macht der Erde würde sie zurückgehalten haben, den Schlummernden wacker zu küssen und ihn mit Thränen der Reue und Versöhnung in seine Rechte auf ihre Zärtlichkeit

einzusetzen. Die alte Dienerin, mit ihren feurigen Augen und ihrem saffrangelben Gesicht, kam nur dann und wann, einem Spuck gleich, um ihrer Gebieterin dies oder jenes zu berichten. Zum ersten Male regte sich bei der Marquise beim Anblick der Alten ein Gefühl des Abscheus; es war ihr, als ob ein überirdisches Wesen ihr zuflüstere, daß diese dem bösen Anselmo beim Unterdrücken der Unschuld behülflich gewesen sey; jedesmal gab die Marquise ihr eine kurze barsche Antwort, worauf sie sich eben so verdrießlich und bald aus dem Zimmer entfernte, um nach einer kurzen halben Stunde ihren dienstfertigen Besuch zu wiederholen.

Als die ersten Strahlen der Sonne dem verrosteten Ritterschwerdt — das seit Elisabeths Anwesenheit seinen Platz in der Ecke des Zimmers noch nicht verlassen hatte — einen matten Schimmer gab, und der Mord Heinrich des VI. über den Kamin eben so, als die Jungfrau von Orleans am Plafond neues Licht von der Morgensonne empfieng, öffnete Heinrich die Augen und die Marquise erschrak über die Aehnlichkeit des Jünglings mit ihrem Sohne, denn es war ihr, als läge ihr Heinrich auf seinem Sterbebette vor ihr.

„Willkommen tapferer Gast!" sagte die Mar-

quise mit sichtbarer Rührung. „Gott sey geprie-
sen, Sie haben eine gute Nacht gehabt!"

„Bei Ihrer Sorge und unter Ihrem Schutze,
konnte dies nicht fehlen gnädige Frau!" erwie-
derte Heinrich, der wohl vermuthete wen er vor
sich sähe, sich aber noch nicht zu erkennen geben
wollte.

„Wie befinden Sie sich jetzt, edler Freund?
Ist Ihre Wunde sehr schmerzhaft? Kann ich nichts
thun, Ihnen die Schmerzen zu erleichtern?" fragte
die Marquise.

„O sehr viel, mehr als Sie glauben, gnädige
Frau!" entgegnete Heinrich und fuhr dann fort,
„ich befinde mich so wohl, als dies bei einem Ver-
wundeten am Tage nach der Schlacht nur seyn
kann. Beruhigen Sie sich, ich fühle keine Schmer-
zen, Ihre Theilnahme gießt Balsam in meine
Wunde."

„Ist es möglich! wie wolthuend sind Ihre
Worte für mich; sie erwärmen mein erkaltetes
Herz wie die Strahlen der Sonne die Winter-
blume."

„Sie scheinen liebende Theilnahme für mich zu
fühlen, gnädige Frau!"

„Wie können Sie noch fragen, junger Mann!
welcher Mensch, der nicht im Gewühle des Welt-
lebens aller Gefühle quitt gegangen wäre würde

nicht innige Anhänglichkeit für das edelmüthige Wesen fühlen, das ihn aus Ketten und Banden erlöste; für das Wesen, das mit Aufopferung seines Blutes, das Hab' und Gut seines Nächsten schützte und Andern der Dienste so viele leistete. Gott selbst hat uns die Dankbarkeit als eine der schönsten Tugenden, eine der ersten Pflichten geboten; wenn Gott gebietet, wer sollte da zaudern."

„Was Sie da sagen, gnädige Frau! stimmt ganz mit meinen Gefühlen überein; giebt es Jemand der Gründe zur Dankbarkeit hat, so bin ich es," — hier wischte sich Heinrich eine Thräne aus den Augen und den Blick nach oben schlagend, fuhr er fort, „o Stock, könnte ich Dir doch einst die Rettung meines Lebens vergelten!"

„Sie scheinen ergriffen mein guter Herr!" sprach die Marquise mit wehmüthigem Tone.

„Ein empfindsames Herz, gnädige Frau! war das erste Geschenk das ich von meiner unglücklichen Mutter empfieng; unter dem tiefsten Gefühl des Kummers ward ich geboren; bei ihrem Willkommkuß netzte sie mich mit ihren Thränen."

„Wie! — frug lebhaft die Marquise — wie, Ihre Mutter ist unglücklich?"

„Sehr unglücklich, gnädige Frau! ein einziger Fehler legte den Grund zu zahllosem Unglück und

trotz diesem Allen ist sie doch die tugendhafteste Frau auf Gottes Erdboden."

„Ihre Rede ergreift mich, mein Herr! Ihre Stimme dringt zu meinen Herzen und erweckt meine Theilnahme. Wenn es Sie nicht zu sehr erregt, Ihre Kräfte es gestatten und Sie mir es nicht als unbescheiden anrechnen wollen, so würde ich Sie bitten, mir die Geschichte Ihrer Mutter zu erzählen und Sie dürfen im voraus meiner innigsten Theilnahme gewiß seyn."

„Recht gern will ich Ihren Wunsch erfüllen, gnädige Frau! Es ist so schön sich mittheilen zu können und noch schöner Antheil zu erwecken für einen Gegenstand, wo der Trost in der Hand des Zuhörers liegt."

„Wohlan, lieber junger Mann! beginnen Sie ihre Erzählung, ich werde eine aufmerksame Zuhörerin seyn und wenn das Geheimniß eines Trostes in meiner Hand liegt, dann werde ich nicht anstehen, es Ihnen zu eröffnen."

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Heinrich, sich aufrichtend und die blonden Locken von seiner weißen Stirn hinwegstreichend, während er der Marquise Hand in der seinigen festhielt und seine feurigen Augen auf sie richtete, begann also: „Meine Mutter ist die Tochter eines rechtlichen Kaufmanns in T... jenseits des Rheins; ihre Erziehung war schlicht; sie liebte Gott, die Tugend und ihren Nächsten und besaß ein Herz, daß schon in der frühesten Jugend Beweise von innigem Gefühle und Großmuth gab. Ich will bei ihrer frühesten Lebensepoche mich nicht lange verweilen; sie war, mit einem Worte, das Bild eines schönen Lenzes, der Aug' und Herz erquickt und reich an Versprechungen auf einen schönen Sommer. Bei ihm fehlte die Erfüllung der Erwartungen. Der unselige Krieg führte ihre Landsleute, die Königsmörder, unter dem Losungswort „Freiheit" doch in der Wirklichkeit nur mit der Sklaverei in mein friedliches Vaterland. Alles ward verwüstet und geplündert, obschon auf der Fahne der Plünderer mit goldenen Lettern das Wort „Brüderschaft" geschrieben stand. Meine

Großeltern würden das allgemeine Loos getheilt haben, wäre nicht ein Engel in der Gestalt eines Menschen zu ihrem Schutze erschienen. Es war ein französischer Offizier, von adeliger Geburt, der all den Adel seiner Vorfahren in sich vereinigte. Meine Mutter war schön, der Beschützer nicht minder; ein täglicher Umgang wob aus dem Feuer der Jugend und der Erkenntniß ein Band um beider Herzen, das unzertrennlich war; eine jugendliche Uebereilung, die man begeht, ohne sie vorauszusehen, die man voraussieht, ohne sie zu vermeiden, der man entfliehen will, wenn es zu spät ist, — eine solche Uebereilung war die Folge eines unbewachten Augenblicks. — Sie werden mich verstehen, gnädige Frau! ersparen Sie mir es deutlicher zu sagen, wer mein Vater, wer meine Mutter war."

„Die Stimme der Ehre und Pflicht rief meinen Vater auf's Schlachtfeld; er kämpfte mit Ruhm, ward verwundet und starb, ehe ich zur Welt kam." Heinrich weinte: „Vergeben Sie mir diese Thränen, gnädige Frau! welcher Sohn würde den Tod seines Vaters nicht beweinen!" „Gleichwohl hatte er," so fuhr Heinrich fort, „sein kommendes Kind nicht vergessen; in einer Schrift empfahl er mich seiner Mutter. Unglücklicher Weise war diese der Spielball eines bösartigen

Beichtvaters, der, mit Gott auf den Lippen und dem Satan im Herzen, sie falsch leitete und zu überreden wußte, mich und meine Mutter, die voll Vertrauen zu ihr gekommen war, zu versto-ßen. Denn vergebens hatte der Tartüf die Ehre meiner Mutter durch Eide und Versprechungen zu besiegen versucht; fruchtlos war die Hülfe einer Dienerin, die ihm bei seinem höllischen Plane die Hand bot. Meine Mutter stand fest, ward jedoch das Opfer ihrer Tugend."

Die Marquise konnte nichts mehr anhören; laut schluchzend hatte sie sich über ihren Enkel gebeugt und bedeckte ihn mit Küssen. „Großmüthiges Kind! wo ist Deine Mutter?" rief sie voll Verwirrung aus.

„In meinem Vaterland; doch es ist Gott bekannt, in welcher Lage; vielleicht hungert sie auf einer Hand voll Stroh ihrem Ende entgegen."

„Großer Gott! was muß ich hören! und ich Unglückliche bin Ursache so vieler Leiden! O Gott vergieb mir armen verleiteten Frau! Dein unwürdiger Diener war an Allem Schuld. Mein blindes Vertrauen brachte Alles so weit. Jüngling! komm' an mein Herz, Du bist mein Blut, Alles, was ich besitze, sey das Deine!

„Das wußte ich wohl," entgegnete Heinrich

mit Seufzen; „und nur die Stimme des Blutes trieb mich an, Ihr Beschützer zu werden."

„Und mein Segen sey Dein Lohn!" Und sich erhebend und mit dem Blick nach oben, ihre Hände auf Heinrichs Haupt legend, sagte sie: „Heinrich Marquis de Noverre! empfange meinen mütterlichen Segen; Du bist ein würdiger Nachkomme, Deine eigene Tugend führte Dich in das Geschlecht Deiner edlen Vorfahren ein."

Hier folgte eine Zeit der Herzenseröffnung, die nicht eher endigte, bis die alte Dienerin eintrat, um unverweilt von der Marquise ihren Abschied zu empfangen; voll Verzweiflung verließ diese das Schloß und ließ sich nie mehr darin sehen.

Heinrich fühlte sich gestärkt und glücklich; er verließ das Bett, ungestützt auf der Großmutter Arm, in das Wohnzimmer herabzusteigen. Noch hatten sie keine Stunde zusammengesessen, als ein Adjutant des Marschall Blücher angemeldet wurde, der Heinrich den folgenden Brief einhändigte.

Hauptmann de Noverre!

Ihre Tapferkeit hat die Hochachtung, die ich für Sie hegte, noch vermehrt; Sie haben zu dem Ruhm des gestrigen warmen Tages ein

doppeltes Anrecht; empfangen Sie dafür den Dank des Vaterlands, Ihres Königs und von mir, der es sich zur Ehre macht, Offiziere, wie Sie, zu kommandiren. Mit Bedauern höre ich, daß Sie verwundet sind, so gern ich Sie nun auch in den Reihen meiner Krieger sehe; halte ich es doch für besser, Ihnen die Erlaubniß zu ertheilen, dort die Herstellung Ihrer Gesundheit zu erwarten.

Empfangen Sie die Versicherung meiner besondern Wohlgewogenheit.

Blücher.

Wie gern auch Heinrich das trotzige Paris hätte einnehmen helfen, so tröstete ihn doch der Gedanke, daß er, sobald es seine Gesundheit gestatte, nun doch Gelegenheit haben werde, seiner unglücklichen Mutter, seiner schönen Braut und all seinen übrigen Angehörigen die glückliche Wendung seines Schicksals zu verkünden. Sein Verlangen darnach war so feurig, daß er täglich den Himmel um Kraft zur Ausführung anflehte.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Ein inniges Gebet entbehrt selten seines Amen; das des braven Jünglings blieb nicht lange unerfüllt, denn nach kaum vier Wochen bestieg er frisch und gesund den Reisewagen seiner Großmutter, um Alle, die ihm theuer waren, nach dem Schloß zu bringen, und dann ein wahres Familienfest zu feiern.

Es wäre unmöglich zu beschreiben, mit welch einem Eifer Heinrich Tag und Nacht unverweilt fortfuhr, weder schlief noch ruhte, weil sein Verlangen zu lebhaft, seine innige Freude zu groß war. „Was werden," dachte er bei sich, „Mutter Elisabeth, die theure Marie, Frau Blumendorf und meine Großeltern entzückt sein, was wird mein Freund Rudolph für Augen machen, wenn er mich als Hauptmann der schwarzen Husaren vor sich stehen sieht, was, wenn ihm Gott das Leben schenkte, wird mein alter Stock, mein Wohlthäter, mein Retter sagen." Die Freude war allzu groß; das Uebermaß ist in keinem Falle gut, es wirkt verkehrt; Heinrich jauchzte nicht mehr bei sich selbst — dazu fiel ihm der Weg zu

lang; er sann nach in seiner Kutsche, wie der sich mausernde Pfau in seinem Hühnerstall.

Mit Geduld nimmt Alles ein baldiges, mit Ungeduld ein träges Ende. Dies erfuhr Heinrich; doch wie träg auch, so nahte doch das Ende; denn aus seiner Kutsche schauend, sah er durch die noch nicht ganz verschlossene Grüne der Bäume, die blaue Thurmspitze von D... sich in dem Gold der Sonne erheben. Wie schnell klopfte des Jünglings Herz, als er in kurzer Ferne von dem Landgute von Frau Johanna vorübereilte, gern wäre er dahin, wo Liebe, wo Freundschaft ihm zunickte, geflogen, „doch nein," dachte er, „das Unglück geht Allem vor, wenn man es mildern kann, und dann schrie er auf's neue den Postillon zu, die Peitsche zu gebrauchen. Er sah nicht, daß die Pferde schäumten, daß die Funken aus den Steinen flogen; er sah allein nur die bleiche Gestalt der armen Mutter, wie er sie bei seiner Flucht verlassen hatte; er hätte sich die Schnelligkeit des Blitzes wünschen mögen, um nur so viel früher die bleiche Gestalt roth zu küssen.

O! nie empfundene Freude, nie gekannte Unruhe! Da fährt er zum Thore herein, demselben, aus dem er vor einigen Monaten entflohen war und das er nie zu durchschreiten gedacht hatte; er fährt fort; es schwindelt ihm vor den Augen.

Glücklich, daß er nahet, denn im leeren Zimmer ist die Noth auf's höchste gestiegen und die Verzweiflung droht die Brustwehr der Religion und Hoffnung zu übersteigen. Da fährt er die Straße entlang in der seine Mutter wohnt; die Nachbarn erkennen ihn; sie folgen dem Wagen; man wirft ihm Grüße zu. Ein lauter Ruf dringt nach dem vierten Stock, Elisabeth wirft ihr Spinnrad um, Müller legt sein Gebetbuch zur Seite, seine Frau kriecht, so gut sie kann nach dem Fenster; alle drängen sich um die Ursache des Auflaufs zu vernehmem; man hört Geräusch auf der Treppe.... O Schreck! da fliegt die Thür auf, der tapfere Husar tritt ein; ein Schrei und Alle liegen an des glücklichen Sohnes Brust.

Heinrichs Absicht, die bleichen Wangen seiner Mutter roth zu küssen, war gelungen. Die Freude vermag Wunder zu thun, das wenige Blut begann sich schneller zu regen und hauchte auf die Wangen, die noch vor Kurzem todesbleich waren, einen rosenfarbenen Schimmer. Eine reiche Börse wirkte als Zaubermittel gegen alle Bedürfnisse; zwei dienstbare Geister trugen Alles herbei, was erquicken und stärken konnte und auf derselben Tafel, wo des Mittags oftmals nur Wassersuppe eingebrockt wurde, standen jetzt Hühner und Wein. Doch die Freude hatte die Eßlust verscheucht,

Thränen und Dank waren die Speisen, womit die Glücklichen ihre frommen Herzen erquickten.

Heinrich war nicht lange in dem Kreise festzuhalten; die Natur hatte ihr Recht erlangt, die Liebe mußte das Ihre haben. Der Wagen mußte vorfahren, um den Liebenden bald in die Arme der Braut zu führen. Die Aufregung, womit er in das Landgut einfuhr, war nicht minder groß als die, die er empfunden hatte, als er an der mütterlichen Wohnung still hielt. Marie stand just am Fenster als der liebliche blonde Husarenkopf ihr aus dem Wagen zunickte. Mit Johanna und Rudolph eilte sie nach außen; schon am Eingang ruhte der Schnurrbart an ihrem Purpurmund; das geflügelte Kind rauschte mit seinen Flügeln über den Häuptern der zwei Glücklichen, die Freundschaft jauchzte, das Ganze formte sich zu einem Gemälde, mehr der Schilderung des Pinsels eines Malers, als der meiner Feder würdig.

Ohne uns bei den tausend und aber tausend Fragen und Antworten, die zwischen den Glücklichen vorfielen, aufzuhalten, gehen wir viel lieber zum Abschied über, um Heinrich auf seinem Gange zu Christoph Stock zu begleiten.

Beim Beginn des Abends schellte es an der großen Pforte des Gefangenhauses; ein Aufseher öffnet dasselbe; „lebt Herr Christoph Stock noch?"

fragt Heinrich. „Ob er noch lebt? mein Herr!“ sagte der Schließer, während er sich tief vor dem Ritter zweier Orden neigte, „ob er noch lebt?“ fragen Sie dies, wenn wir noch zwanzig Jahre im Rücken haben. Stock ist ein Fester; er verlangt die zehn Mal zehn zu passiren, damit sein Name in den Zeitungen prangen möchte. Er sitzt im Hofe im Strahlen der Abendsonne, raucht seine Pfeife und lieset ohne Brille und Vergrößerungsglas in „Friedrichs des Großen Feldzüge.“

„Wohlan, so laßt mich zu ihm gehn; zeigt mir den Hof, ich will ihn überraschen.“

In einem Augenblick ist Heinrich hinter dem Baum, an dessen Fuß Stock sich mit Lesen der Geschichte seiner ruhmvollen Tage beschäftiget. Die Thränen schießen in Heinrichs Augen; er hustet. „Wer da?“ fragt Stock. „Ein armer Flüchtling, der sich dem Gericht zu überliefern kommt.“

„Potztausend!“ ruft der Alte und sieht sich um, „ein schwarzer Husar, ein Ritter will sich überliefern!“

„Ja,“ antwortete Heinrich, „der Freundschaft will er sich überliefern“ und damit drückte er tausend Küsse auf die greise Stirn seines Retters, der voll Verwunderung nicht hört, noch sieht und

nur immer ausruft: „ist es möglich! Sie hier? Sie der Sohn meines Freundes. O Vorsehung, wie gütig bist du, dies ist dein Werk. Ich war das Werkzeug, sie die leitende Hand, sonst lag dies blühende Haupt bereits lange schon tief unter der Erde.“

„Ja Ihr ward es braver Mann! Gott und Euch, keinen Andern habe ich die Rettung meines Lebens zu danken!“

„Und welch' ein Leben!“ ruft Stock entzückt aus und drückt das eiserne Kreuz an seine Lippen; welch' ein ruhmvolles Leben; ich seh' es an dem Sternenhimmel, dem Ihre Brust gleicht; die Ehrenzeichen sind die kurze Geschichte Ihres Ruhmes; (er entblößte sein Haupt) Sie waren tapfer; vor Tapferen nehme ich gern die Mütze ab; Sie halfen das Vaterland retten; vor dem Retter des Vaterlands beugte ich gern die Knie, schade das mein hölzernes Bein....

„Nicht zu meinen Füßen; hier, hier an meiner Brust ist Euer Platz. Dies schlägt so warm für meinen Retter, meinen Freund, meinen zweiten Vater!“

„O Vater über uns!“ flüsterte nun der ehrwürdige Greis, mit den Augen voll Thränen, „O Vater hier oben! wie süß ist der Lohn einer guten That, wenn Du ihn uns schenkst! wie weise

sind Deine Wege! Aus der düsteren Nacht Ihrer Flucht, Heinrich! leuchtet plötzlich das Morgenroth der Freude."

Die Freunde vertieften sich noch eine geraume Zeit in dem süßen Gespräch und in der Erinnerung der Vergangenheit. Die Freude schenkte dem Greise neue Jugend; Heinrich ließ die Korke von ein Paar guter Flaschen Champagner springen; „dies Geprassel muß Euch an den Donner des Geschützes erinnern," sagte er zu Stock und beide stießen die vollen Becher zusammen und tranken auf das Wohl des Fürsten und des Vaterlands.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen mußte Heinrich an seine Rückreise denken; denn die Marquise bezeigte in ihrem Briefe ein sehnsüchtiges Verlangen, Elisabeth und deren Vater wiederzusehen, und ihnen das, nach Kräften zu vergelten, was sie durch sie gelitten hatten.

Die Marquise hatte nicht allein hinsichtlich ihres Körpers, sondern auch hinsichtlich ihres Gei-

stes eine wesentliche Veränderung erlitten; ihr Charakter war durch die Widerwärtigkeiten des Lebens von den sonstigen sonderbaren Launen befreit worden, die diesen so veränderlich machten; zwar hatte sie die Gebrechen eines wetterwendischen Alters noch nicht ganz abgelegt, doch konnte man sie als auf dem Wege vollständiger Besserung begriffen, betrachten. Die innere Ueberzeugung gegen Elisabeth und Heinrich unbillig gehandelt zu haben, verbunden mit der erlangten Gewißheit von Anselmo's Schlechtigkeit und das Bewußtseyn, daß es ihre Pflicht sey, wieder gut zu machen, was sie verfehlt habe, hatten sie schon längst auf Mittel denken lassen, die guten Deutschen aufzusuchen, bis endlich der Krieg der Ausführung dieses Wunsches sich entgegenstellte, um ihn später wider alles Erwarten so schön zu erfüllen.

Es war Heinrich aufbewahrt geblieben, die Schlechtigkeit eines Menschen zu bestrafen und das väterliche Erbe vor der Verwüstung durch Feuer und Schwert zu schützen. Die Marquise dachte nie daran, ohne nicht zugleich den himmlischen Vater mit ihrem Dank auch zugleich die Bitte vorzutragen, daß er ihr Kraft und Festigkeit verleihen möge, das Glück Aller dauernd zu bereiten.

Heinrich verlangte, daß Stock ihm nach Frank-

reich folgen sollte, „damit er“ — wie er sich ausdrückte, — „von seiner Saat erndten möchte; denn da er es wäre, der das Leben der Hauptperson im Trauerspiel rettete, so sei es auch billig, daß er im Lustspiel eine Rolle übernähme.“

Stock entschuldigte sich mit seinen hohen Jahren und den Geschäften, die sein Amt mit sich brächten, doch nichts fruchtete. „Dann müßt Ihr Euer Amt niederlegen, Ihr habt genug gearbeitet; nach der Arbeit ist gut ruhn; bei mir findet ihr einen weichen Lehnstuhl, guten Wein, ein schönes Land, gesunde Luft, alle mögliche Bücher vom Krieg und einem Freund, der Euch liebt. Mit diesen wahrhaft himmlischen Gaben könnt ihr glücklich seyn und ein zweiter Methusalem werden. Schlagt ein, hier ist meine Hand, wenn ihr den Vorschlag eines Kameraden ausschlagt, seyd Ihr kein Veteran der Garde Friedrich des Großen.“

„Potztausend Sie hauen scharf zu!“ rief Stock lachend, „Fiat! ich folge Ihnen. Adieu trauriger Beruf eines Quartians des Unglücks! Stock geht nun, frei zu leben in der Mitte fröhlicher Gesichter, die er so lange entbehren mußte.“

„Und in dem Schooße der Freundschaft!“ setzte Heinrich hinzu.

„Umgeben von dankbaren Herzen, die Euch lieben und Euch ehren werden!“ sagte Elisabeth.

„Und die für Euch beten werden!" setzte Frau Müller hinzu.

Und die mir die Augen zudrücken sollen, wenn ich aus diesem Leben scheide!" schloß der Greis.

„Und Amen!" riefen Alle und überall sah man Taschentücher herauslangen, denn Alle waren tief ergriffen.

Nun wurde vom Kreise der Freunde die Reise nach Rougemont beschlossen. Heinrich ordnete die Plätze. Er und seine Mutter, Maria und Stock im ersten; Vater und Mutter Müller, Johanna und Rudolph im zweiten Wagen. Elisabeth, Stock und Maria sollten Bewohner des Schlosses bleiben, die Großeltern in dem benachbarten Dorfe Athies untergebracht werden und Johanna und ihr Sohn mußten geloben, so lange zu bleiben, bis die Hochzeit der jungen Leute vorüber sey und versprechen, künftig alle Jahre dem Erndtefest beizuwohnen.

Vergnügt saß der glückliche Freundeskreis beisammen und plauderte. Wie viel Pläne, wie viel Vorschläge, die bestritten, gut geheißen oder verworfen; wie viel Luftschlösser, wie viel liebliche Gemälde häuslichen Glückes, wie viel Gelächter, wie viel Händedrücken und Thränen trocknen. Und dies Alles voll reinen Glück. Nie war man früher aufgestanden, nie länger sitzen geblieben, als

jetzt und doch war es die allgemeine Klage, daß die Tage so schnell verflögen; was vermag das Vergnügen nicht... Es ist ein Zauberer, welcher der Zeit Flügel ansetzt und die Herzen von Alt und Jung elektrisiret.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Gleich einer jugendlichen Fürstin, die Hoffnung und Lust eines langgedrückten Volkes, — entstieg die Sonne — nach einer düstern Nacht ihrem Rosenschimmer. Ihre Strahlen glichen dem goldenen Kleide der königlichen Braut; ihre Gluth den Wohlthaten, die diese den Armen spendete. Die ganze Natur schien sie anzubeten, denn nicht die Menschen und Blumen allein richteten entzückt die Blicke nach ihr, auch die Vögel sangen ihr Lob im frischen Frühlingsgrün. So lieblich war der zur Abreise bestimmte Morgen. Mit fröhlichen Herzen stieg man ein. Die Hörner bliesen, die Peitschen knallten das Lebewohl; die Pferde zogen tapfer vorwärts und eins, zwei, drei, war man zum Thor hinaus, mitten in der schönen Natur.

Die Reise war glücklich; bald athmeten die Reisenden am jenseitigen Ufer des Rheins die reinere Luft Lothringens. Nicht ohne Empfindung, doch mit fröhlicherem Herzen, sah Elisabeth die Plätze wieder, die sie früher in trauriger Gemüthsstimmung durchreiset hatte; bei jeder schmerzlichen Erinnerung schlug sie die Augen zum Himmel, während tiefe Seufzer unwillkührlich sich ihrer Brust entwanden, doch es waren Seufzer der Dankbarkeit gegen Gott, der Alles so herrlich verändert hatte.

Die Sonne stand Abschied nehmend in Westen, süße Lüfte küßten die Feldblumen und das junge Grün der Linden; die verjüngte Natur war in der lieblichsten Ruhe; die Vögel sangen ihr Abendlied, Alles athmete Friede und Freude, als die Reisenden sich dem Landgut näherten. Die Marquise, von der Ankunft unterrichtet, hatte ihre Pächter versammelt, um dem jungen Erben des Gutes ihre Huldigung darzubringen. An der Gränze des Landguts stand eine Ehrenpforte von Taxus und jungen Tulpen; — hier wurden die Reisenden mit einem lauten „Vivat!" begrüßt. Junge Landmädchen warfen Blumensträußer in den Wagen und die Bauernbursche schossen mit Büchsen, entzündeten Schwärmer und schwenkten

Blumengehänge und Flaggen, so daß die Pferde beinahe scheu wurden.

Man kam dem Landgut näher; in einem Fichtenwäldchen, das von einem silbernen Bächlein durchschlungen wurde, hörte man eine liebliche Musik die Gäste begrüßen. — Der Park war vollkommen in Ordnung gebracht; aus den Fontänen sprangen Strahlen des reinsten Wassers in die Höhe; die Venus, die Najaden und Grazien von Kupfer oder Marmor, lagen nicht mehr unter Schlamm und Mooß vergraben, sondern standen frei, mit Blumen bekränzt, wie auf dem Olymp und schienen Jupiters Befehle zu erwarten.

Vor dem Eingange des Schlosses war eine Art von grünem Tempel errichtet, unter dessen Decke die Marquise ihre Gäste erwartete. „Dort" — sagte Heinrich zu seiner Mutter und zeigte auf den Tempel, „dort wo jetzt das Grüne prangt, unter dem uns die Marquise in die Arme schließen will, dort auf denselben Orte starb Anselmo. Welch ein Gegensatz; das Blut des Zwist Erregenden färbt den Platz, wo jetzt der Kuß der Versöhnung uns erwartet."

„O! Vorsehung! — schluchzte Elisabeth." Du hast ein großes Werk an uns gethan!

Inzwischen hatte sich der Wagen dem Tempel genähert. Heinrich stieg zuerst heraus und

flog in die Arme seiner Großmutter; dann trat Elisabeth näher. Sie wollte sich der Marquise zu Füßen werfen, doch diese kam ihr zuvor; „thue dieß nicht mein Kind!“ sagte sie mit einigem Gefühl, denn wenn hier eins von uns Beiden knieen müßte, dann würde ich, nicht Du die Knie beugen müssen. Komm lieber an mein Herz, da gehörst Du hin, da seh' ich Dich lieber.“

„Gute Mutter!“ lispelte Elisabeth unter einem Strom von Thränen.

„Liebe Tochter! ja so ist es besser; Deine Mutter will ich seyn, ich will Dich lieben und meine Liebe, meine Reue soll die alte Schuld ausgleichen.“

„Schweigen Sie davon, ich bitte Sie!“ unterbrach sie Elisabeth, „Ihre Aufnahme ist die schönste Vergeltung. Sprechen Sie nie mehr von der Vergangenheit, wir sind Menschen und was diesen Namen trägt ist dem Irrthum und der Verleitung zugänglich.“

„Ja wohl der Verleitung, mein Kind! Ich wurde verleitet, ein Bösewicht unter der Kleidung eines Dieners des Herrn. . . . .

„Lassen Sie ihn ruhen, liebe Mutter! der Himmel möge ihm seine Schuld vergeben, wie ich ihm vergeben habe.“

„Edles Weib, wie sehr habe ich Dich verkannt.“

„Ach sprechen Sie kein Wort mehr davon. Jedes erinnert mich an Augenblicke, die ich längst vergaß; denken wir nun an die Gegenwart; möge die Sonne unsers Glücks sich stets eines wolkenlosen Himmels erfreuen.“

Inzwischen waren Müller und seine Frau näher gekommen. „Willkommen Herr Müller! willkommen hier; Ihr Besuch beehrt mich. Sie sehen recht munter aus, die Jahre haben wenig Eindruck auf Sie gemacht; Sie beschämen mich“ — sprach die Marquise und drückte Müllern die Hand und sich dann zu dessen Frau wendend fuhr sie fort: „Ich heiße auch Sie willkommen, Madame! ich kann Ihnen versichern, das ich stets den heutigen Tag, wo ich Sie kennen lerne, zu den glücklichsten meines Lebens zählen werde.“

Dann folgten die übrigen Gäste; — Johanna wurde mit großer Achtung, Marie mit inniger Zärtlichkeit empfangen.

„Ist dies Deine Braut, Heinrich?“ frug die Marquise.

„Ja Großmutter!“ entgegnete der Enkel und führte Marie näher.

„Nun ich muß gestehen, daß Du, junger Paris, den Apfel an die rechte Stelle gebracht hast

und wenn, wie ich nicht zweifle, der innere Werth des Mädchens nur einigermaßen dem Aeußeren gleicht, so wirst Du gewiß glücklich seyn.

Ein prächtiges Mahl im Rittersaale, wo Fröhlichkeit den Vorsitz führte — ein Gang durch den erleuchteten Park, — ein vergnügter Abend unter dem Gekose von Freundschaft und Liebe, beschlossen den Tag des Glücks.

Funfzigstes Kapitel.

Das stolze Paris war gefallen, die tapferen Verbündeten hatten die Fahne der Lilien wieder auf ihren alten Platz, auf die Thürme des Notre Dame gestellt, die so lange unter ihrem fremden Putz der drei Farben geseufzet hatten.

Ludwig XVIII. bestieg den Thron seiner Väter; der lang entbehrte Friede kehrte zum Wohle der Völker Europas zurück. Heinrich vernahm es und seine Brust wurde gehoben bei dem Gedanken, daß er Theil am glücklichen Werke genommen habe, — wurde von Hoffnungen auf eine goldene Zukunft für sein Vaterland erfüllt.

„Ich habe meinen Theil von den Lorbeeren

erhalten," schrieb Heinrich an den Major, als er um seinen Abschied nachsuchte, „und trage nach Myrthen nun Verlangen." In ehrenvollen Ausdrücken wurde ihm in kurzer Zeit der Abschied zu Theil.

Elisabeths Eltern wurden im nahen Dorfe Athies versorgt. Als Marie an der Hand des Heißgeliebten zum Altar trat, knieten Alle, die ihr theuer waren, um sie herum und flehten die Vorsehung um Glück für das geliebte Paar an. Die Marquise lebte fortan nur für das Glück ihrer Lieben; es gelang ihr leicht, Heinrichs Anerkennung zu erlangen.

Heinrich war der Liebling und die Freude Aller und seine Untergebenen nannten ihn, nachdem sie seine Güte und Fürsorge kennen gelernt hatten, ihren jungen Vater.

Der brave Stock lebte fröhlich und glücklich in seinem neuen Vaterlande, das er, wie er sagte, nur nach Ablauf seines hundertsten Lebensjahres zu verlassen gedenke. Jedes Jahr kamen Johanna und Rudolph zum Aerndtefest, und an jedem Jahrestage von Heinrichs Flucht und der Erretung seines Stammschlosses aus Anselmo's Macht, gab es ein Freudenfest auf Schloß Rougemont.



